



Der Ursprung  
des Roboters  
im Totenkult

Arnulf Marzluf

# Der Ursprung des Roboters im Totenkult

ARNULF MARZLUF

Lilienthal, September 2015

## ZUSAMMENFASSUNG

*Die Jagd bietet unseren Vorfahren neue Nahrungsquellen, die aufgrund klimabedingter Veränderungen der Vegetation nötig sind. Mit der Jagd verändert sich die Kommunikation der Gruppe im Sinne arbeitsteiligen Verhaltens und geregelter Interaktion der Mitglieder untereinander. Es entstehen institutionsähnliche Sozialstrukturen, in denen die Regeln, die Bestandteil des Verhaltens werden, eingebunden sind und geachtet werden. Das Subjekt tauscht einen Teil seines Verhaltens ein in objektiv für jedes Mitglied geltende Verhaltensmaßnahmen. Dieser Tausch ist eine Investition und insofern als Opfer zu verstehen, als das Subjekt sein selbst reflektiertes Handeln einschränkt und einen Teil dessen an objektiv geltende Regeln überträgt. Arnold Gehlen sieht im Totemismus eine solche Stellvertretung und Proto-Institution. Das Totemtier erinnert an den Zweck der Institution – der Nahrungs- und Lebensvorsorge. Das Tier nimmt eine selbstreflexive Position ein und wird zum Zentrum der Selbstregulation der Gruppe. Karl Meuli hat das griechische Opfer auf die Restitution des in der Jagd getöteten Tieres in der Steinzeit zurückgeführt und die technisch-symbolische Wiederherstellung des Tieres als Leugnung des Todes bezeichnet. Das Tier als „objektives Subjekt“ wird vom technisch restituierten Tier vertreten, das die getötete Jagdbeute in ein zweites Leben ruft, das ewig dauert und die Versorgung der Gruppe sichern soll. Das Bild einer Überwindung des Todes durch technische Restitution des Toten mag ursprünglich magisch sein, zielt jedoch parallel zur historischen Dynamik rationaler Realitätsanpassung auf eine Verwirklichung durch kybernetische Maschinen.*

Wir schreiben unserem Handeln ein autonomes Ich zu, das einem passiven Objektbereich gegenübersteht. Dies verdeckt jedoch in der Regel den Ursprung der Impulse, die von äußeren Ereignissen ausgehen und das Subjekt zum Objekt ihrer Wirkungskräfte macht. Wahrnehmung ist ein Status der Aufmerksamkeit für Reize, die Aktionen auslösen können. Diese Aktionen können je nach strategischer Beurteilung ihrer Bedeutung für das Wohl des Akteurs unmittelbar oder mental vermittelt, unbewusst oder bewusst gesteuert erfolgen. Die stärksten Reize, die mit dem Überleben der Spezies zu tun haben, dürften unvermittelt wirken, Flucht bei Gefahr, Angriff bei Hunger. Beide Situationen sind phylogenetisch alt und jagdspezifisch. Um Signale zu erkennen, die für beide Situationen bedeutend sind, bedarf es der Fähigkeit, zwischen Eindrücken Verknüpfungen herzustellen und von Details auf größere Zusammenhänge zu schließen. So bildet zum Beispiel nicht allein das eindeutige Gefahrenobjekt den Auslöser von Angst, sondern Details der Situation, in der es aufgetreten ist, genügen für erhöhte Alarmbereitschaft. Dass hier ein Objekt für ein anderes Objekt stehen kann, dessen Signalcharakter übernimmt, rückt es in den Status der Metapher, die als Zeiger dient. Dieses Phänomen nutzt die innerpsychische Gefahrenabwehr, wenn eine bedrohliche Erinnerung auf assoziierte Inhalte ausstrahlt, die zu Metaphern werden, um die beängstigende Ursache zu entschärfen. Von dem metaphorischen Objekt gehen dennoch Wirkungen aus, die auf die Ursache nicht bewusst zurückzuführen sind. Entsprechend wirken Umwelten von Beutetieren und ihren Verfolgern ebenfalls entsprechend affektiv aufgeladen. Auf dieser Basis entwickelt sich der Animismus, in dem der Objektbereich seinen passiven Status verliert.

Der Animismus beruht somit auf der Abhängigkeit des Handelns von Reizeinwirkungen, die von innen oder von außen

kommen können, wobei die Trennschärfe zwischen inneren und äußeren Signalen eine untergeordnete Rolle spielt. Die inneren Signale sind für das Ich in gewissem Sinne „objektiv“, den äußeren also ähnlich. Nehmen sie Aufforderungscharakter an, gleichen sie subjektiven Akteuren, wie man es von den inneren Stimmen kennt, die in psychisch abnormen Zuständen auftreten. Die frühen Ansätze einer Theorie der Natur enthalten neben Naturbeobachtungen auch den Aspekt aktiver, auf das Ich wirkender Kräfte, die – obgleich objektiv – dem Status innerer Affekte gleichen, denen sich das Ich ausgesetzt fühlt. Eine solche Erfahrung kann stärker von „persönlichen Dingen“ als vom übrigen Objektbereich ausgehen, als seien die Dinge eines Besitzers die Erweiterung seines Körpers. Wie der Körper vom Ich besetzt ist, gerät der Besitz in dessen Identitätsbereich. Marcel Mauss zitiert einen melanesischen Zauberspruch der Schnecken trompete, in dem von der Erregung eines Hundes, Gürtels oder einer Halskette der Besitzer, oder vom Kochen von Gegenständen wie Kalkdose oder Korb die Rede ist. Diese Erregung scheint ein Impuls für das Weitergeben der Objekte zu sein, die in der Kultur des Gabentausches zirkulieren müssen und eine Art von Geld bedeuten.<sup>1</sup> Die Dinge befinden sich in ständiger Bewegung, beseelt von innerer Erregung. Äußere Phänomene, deren starke Wirkung Handlungen auslösen, rufen Affekte auf, die mit den Auslösern eine signalhafte Beziehung eingehen, den Gegenstand „besetzen“. Mit der Besetzung und Zirkulation beginnt er auf seine Art zu leben oder am Leben teilzunehmen. Der Ritus treibt eine Maschinerie an, die dazu dient, Reichtum zu mehren, indem man gibt, um dem entsprechend zurückzuerhalten. Eine derartige Investition gehorcht einer Regel, die vom Toten- und Opferkult bekannt ist.

<sup>1</sup>Marcel Mauss, *Soziologie und Anthropologie* 2, Frankfurt 1989, S. 45 ff.

Nach den Forschungen von Karl Meuli über griechische Opferbräuche liegt es in der Absicht des altsteinzeitlichen Jägers, den Tod des erlegten Tieres durch Rituale und Artefakte zu kompensieren, um das Gleichgewicht der natürlichen Ordnung wieder herzustellen. David Sansone nimmt Meulis Deutung als Basis für die These, das Opfer lebe im sportlichen Wettkämpfer und seinem Einsatz von Energie weiter. Die Idee der Restitution des erlegten Tieres zielt auf die „Restitution“ von Nahrung und ist mit technischen Fertigkeiten verbunden, die für die Jagd und die sich anschließenden Praktiken der symbolischen Wiederherstellung des Tierkörpers nötig sind. In dem von Marcel Mauss beschriebenen Ritus dient dazu eine symbolische Maschine. Die Nahrung des Jägers fungiert als Äquivalent der Energie, die dazu dient, Nahrung zu erlangen und neue Energie aufzubauen usf. – eine Zirkulation, mit der die Investition der Energie in Artefakte einen neuen Kreislauf eröffnet. Mit der Herstellung von Artefakten wurde ein zum Teil erstaunlicher Aufwand getrieben, denkt man an die Errichtung heiliger Stätten. Das Artefakt, das rituelle Objekt, dient der „Nahrungsbeschaffung“ in einem Akt des analogischen Denkens. „Clearly the hunter is doing everything in his power to suggest, or even to bring about, the revivification of the animal that he just has slain. This is confirmed by the explicit statements of contemporary tribal hunters, who explain that they act as they do in order that their prey can be reborn.“<sup>2</sup> Sansone nimmt ein pragmatisches Motiv an: „By revivifying their prey they may simply have hoped that the animal would live to fill their bellies again another day.“<sup>3</sup>

<sup>2</sup>David Sansone: *Greek Athletics and the Origin of Sport*, 1988, S. 41

<sup>3</sup>Sansone, S. 41. Der Vergleich mit rezenten Kulturen kann nur Annäherungscharakter haben, weil Rückentwicklungen oder überhaupt Veränderungen ursprünglicher Strukturen wohl nicht ausgeschlossen werden können.

Die Bedeutung der Jagd verblasst mit der Hirten- und Ackerkultur, das Jagdritual verliert seinen praktisch gemeinten Sinn bei anwachsend symbolischem Wert, der im Opfer steckt. Die Unmittelbarkeit der Tat im Zusammenhang mit der Jagd macht einer Vermittlung über Götter Platz. Der Weg von der Tat zum Symbol zeugt davon, dass die Energie, die für die Tat aufgewendet wurde, umgeleitet worden ist und im Opfer aufgeht. Sansone übernimmt Karl Meulis Deutung des Opfers als Abkömmling des Jagdrituals. „Wir sind... der Überzeugung, dass das olympische Opfer nichts anderes ist als ein rituelles Schlachten. Das Zeremoniell dieses Schlachtens hat seine nächsten Analogien im Schlacht- und Opferritus asiatischer Hirtenvölker; dieser Ritus selbst wiederum geht auf jägerischen Brauch zurück. Wie diese Hirtenvölker unmittelbar vom Jägertum auf geraden, kaum gestörten Entwicklungswegen zur Pflege, Zähmung und Züchtung des Tiers fortgeschritten sind, so haben sie von der jägerischen Behandlung des Tiers die Grundformen auch für die Schlachtung des gezähmten Tiers im wesentlichen unverändert beibehalten.“<sup>4</sup>

Die in eine Lyra verwandelte Schildkröte, über die der Homerische Hymnus an Hermes berichtet, durchläuft den Prozess der geschickten, schnellen Tötung und Restitution in Form eines Musikinstrumentes, das die inneren Bewegungen des lebenden Körpers simuliert. Man könnte das Instrument mit

<sup>4</sup>Karl Meuli: Griechische Opferbräuche. In: Gesammelte Schriften II, S. 948. Meuli unterscheidet Speisungsoffer und Vernichtungsoffer. Mit dem Speisungsoffer wird ein Zustand des Toten vorausgesetzt, der so dem Lebenden entspricht, dass er weiter ernährt werden muss, wobei eine Metaphorik im Begriff der Speise vorliegen kann, die auf einer frühen, entwicklungspsychologischen Wahrnehmungsindifferenz beruhen mag, weil die Substanz, die den Hunger stillt, vom Geber nicht unterschieden wird. Beim Vernichtungsoffer wird Besitztum aller Art zerstört.

dem ausgestopften Beutetier vergleichen, dem Präparat, das auf die Leistungsfähigkeit der Jägers hinweist, auf sein für wichtig ausgegebenes technisches Geschick, wie Sansone bemerkt, schnell und effizient zu töten,<sup>5</sup> ein Geschick, das ebenso der Restitution aus den Knochen des Tieres dient. In der Trophäe sind Leistung und Ruhm konzentriert, den Hermes für sich in Anspruch nimmt. Die Schildkröte steht in der Tradition der Opferung von Tieren, ein Ritus, der die Tötung der Beute durch den Jäger auf einer späteren Kulturstufe wiederholt, damit aber etwas Paradoxes inszeniert. Die Opferung tötet überflüssig, denn die Nahrung ist auf dieser Kulturstufe weitgehend gesichert. Die Maßnahmen des Jägers, Teile der nicht verzehrten Beute zu einem Ersatzkörper zusammenzufügen, um ein Überleben zu behaupten,<sup>6</sup> werden in der Opferung zur präzise ritualisierten Inszenierung, Leben aus dem Tod entstehen zu lassen, Essen durch Verzehr, Werden durch Vergehen zu ermöglichen.

Der Versuch des Jägers, die Tat rückgängig zu machen, geht in der Opferkultur als Gabe an die Naturgötter auf, eine Investition, die sich auszahlen soll. „Clearly the hunter is doing everything in his power to suggest, or even to bring out, the revivification of the animal that he has just slain. This is confirmed by explicit statements of contemporary tribal hunters, who ex-

<sup>5</sup>Sansone, S. 40. Die Verantwortung für die Tat auf die Werkzeuge umzuleiten, ist von der Bouphonia bekannt und gehört zu weiteren Charakteristika eines Jägers, zum Beispiel Reinheit. Dass ein Objekt im Ritus zum aktiven Subjekt wird, ist angesichts des virulenten Animismus nicht verwunderlich und psychologisch als Projektion bekannt, wenn von einem Tötungswerkzeug der Drang zum Töten ausgeht, als könne damit das Aggressionspotential oder die Wut abgeleitet werden.

<sup>6</sup>Typisch für diese Haltung ist die athenische Bouphonia. Der geopfert Ochse wurde mit Heu ausgestopft, zugenäht und vor einen Pflug gespannt, als sei er noch am Leben. Sansone, S. 40

plain that they act as they do in order that their prey can be reborn.“<sup>7</sup> Im Opfer wird der Tod lebensspendend. Dieser Versuch der Tilgung der Tat hat auch einen zeitlichen Aspekt, denn sie spekuliert auf eine retrograde Amnesie, veranstaltet durch den Ritus. Dieser zeitliche Aspekt wird von der Musik unterstützt. Der Stier, dessen Kopf oder Körper der babylonischen Harfe als Vorbild dient, ist traditionell Opfertier; der Rhombus ein bullroarer, mit dessen Hilfe Verbindung zu den Ahnen aufgenommen werden sollte. Im Mythos von Dionysos zerreißen die als Titanen auftretenden Ahnen das als Zagreus bezeichnete Kind, zu dessen Spielzeugen ein Rhombus gehört, in sieben Stücke. Der Mythos trägt diverse Züge von Jagdritualen. In der Zerstückelung finden sich laut Meuli Hinweise auf eine grenzenlose Wut als Begleiterscheinung der Trauer. Die Unfähigkeit des frühen Menschen, so Meuli, sich die Ursache des Todes anders vorzustellen als durch einen Verursacher, hat einen richtungslosen Zerstörungsdrang zur Folge, der mittels verschiedener Trauerriten kanalisiert wird. „Jeder Tod ist ein Mord“,<sup>8</sup> sodass umgekehrt für jeden Toten ein Mörder als eine Personifikation der Tat stehen muss.

Die Absicht, einen toten Körper mit Leben zu versehen, steht am Beginn der Geschichte eines Körper-Seele-Dualismus, denn erst der Tote verweist auf Leben, das nun von ihm getrennt erscheinen kann, sodass man zweierlei Zustände und zwei Teile des einst ganzen, lebenden Körpers hat. So beginnt mit der Tötung auch die Wahrnehmung eines Dualismus von lebender und toter „Substanz“, der bereits die numinos aufgeladenen Statuen der Tempelbezirke bestimmt. Die Bezirke ha-

<sup>7</sup>Sansone S. 41

<sup>8</sup>Meuli, Werke II, S. 890. „When a chief dies, his relatives are sad. They speak to each other and go to war. They kill the chief of another town“. Franz Boas: Chinock Texts, 1894, S. 258

ben die Exklusivität von Jagdgründen, die unter dem Vorzeichen des Reichtums an Lebensmitteln stehen, den Landschaften der Hirten- und Agrikultur ähnlich. Raimo Anttila definiert sie als Aktionszonen: „If men are driven by gods would there be a reflex of this in ἄγεια ‘temples’, and then also mysteries, as actions in such segregated areas? Place and function would again come under the same form. Place of religious action is not much different from place of any action...“<sup>9</sup> *Templum* und *temenos* bedeuten wörtlich Geschnittenes. Der Vorgang des Schneidens geht in die Bezeichnung der Zone ein, das Schneiden als Ernten oder Töten von (Beute-)Tieren prägt außerdem den besonderen Raum, der die Nahrung beherbergt. So überlagern sich Axt und Himmel. „Lucretius’ ‘caeli lucida templa’ reflect an Indo-European \*‘bright cutting of the axt’, later interpreted as ‘temple of the sky’<sup>10</sup> Der abgeschlossene Raum birgt als Innenraum nicht allein lebenswichtige Substanz, sondern ebenso die Regeln, die sie sichern. Anacreon: *θεσμός* = *θησαυρός*, die Ordnung, das Gesetz gleicht der Substanz, im Sanskrit *dhaman* als Ort der Manifestation göttlicher Kraft und feuriger Energie.

Es fällt auf, dass die Nahrung zu Formen der Ordnung, des Gesetzten in Beziehung steht. Setzen hat einen doppelten Sinn. Zur Ruhe kommt, wer gesättigt ist, das Gesetz als Zustand der Dauer zielt auf die ausgeglichene Harmonie, die im Begriff der Ordnung steckt, welche immer eine Ver- oder Anordnung ist, das, was niedergelegt wurde. Es ist die Frage, ob damit auch das Erlegen oder Ernten gemeint sein kann, womit die beiden Seiten, Aktion und Ruhe vermittelt sind. Sitzen wird zur Form *post festum*, des Besitzes, der der Grenzbildung und Einhegung bedarf, insgesamt eine

<sup>9</sup>Raimo Anttila: *Greek and Indo-European Etymology in Action*, 2000, S. 184

<sup>10</sup>Anttila, S. 184. Referenz J. Peter Maher: \*Haekmon: ‘Stone Axe’ and Sky in I/E/Battle-Axe-Culture. *Journal of Indo-European Studies* 1, 1973

Rationalität des Bewahrens. Die Aktionspartikel \*ag- umschreibt den Vorgang des erfahrenen, geschickten Handelns in der Nahrungsvorsorge. „ἈΓΕΙΝ and agere are the terms for building walls and digging ditches and drawing lines;<sup>11</sup> eine andere Partikel die Vorsorge: „...it is quite clear, that \*pa- carried meanings of 'taking care of (or protecting)'“.<sup>12</sup>

Wenn Hermes die neue Lyra Saite für Saite prüft, handelt es sich wohl um ihre Stimmung, die er einrichtet. Der affektive Moment des Instrumentes lässt gern vergessen, dass es sich um eine symbolische Maschine handelt, die von Beginn an mit Zahlen operiert, die in Proportionen gegliedert sind und ein System von Beziehungen ergeben. Die Entwicklung des Instrumentes aus der Taxidermie mag mit der Rolle der Stimme (Aulos als Äquivalent der fistula) als Zeugnis des neu entfachten Lebens begründet werden, andererseits ist es der Schnitt, der trennt und fügt. Der technische Vorgang, aus dem die Maschine erwächst, besteht in der Teilung des Naturkörpers, dem Abschneiden, Trennen und Herauslösen seiner Bestandteile, und dem Zusammensetzen in einem neuen Corpus mit neuen Funktionen. So wirkt das blutige Opfer in der Agrarkultur wie eine Überlagerung noch virulenter Kräfte aus Zeiten der Jagd. Analog ist die Sammlung der Früchte und die Fügung der Körperteile des Opfers zu einem symbolischen Ganzen. Der einstige Jagdgrund wird zum Weideaustrieb und dieser zum fruchtbringenden Acker. Die abgeschnittene und vergrabene Frucht durchlebt ebenso den Tod und die Auferstehung wie das Beutetier im Artefakt, welches zudem multipliziert werden kann, um die Wirkung zu steigern. Die große Zahl und die Vermehrung wird zum Symbol des Wohlstands, scheint aber nicht nur für Tiere und Früchte zu gelten, sondern ebenso für den Menschen, der in

<sup>11</sup>Anttila S. 184

<sup>12</sup>Anttila S. 85

Analogie zum restituierten Tier selbst Bestattungsriten mit ähnlicher Absicht einrichtet. „The oldest way of storing grain and produce was underground“<sup>13</sup> Anacreon stellt die Gleichung von *thesmos=thesauros* auf, der Vorrat ist ein Schatz, das Unterirdische Ort der Vermehrung und die Kammer des Reichtums. Die Bestattungsriten zeigen, dass die Idee der Restitution auch dem Menschen gilt und das Begraben dem Einsenken des Kornes in den Boden gleicht, aus dem neues Leben erwächst. Die Negation des Todes bedient sich der Vorstellung eines Umschlags von Seinsweisen, die mit zwei sich einander ausschließenden Werten versehen sind.

Der Terminus für Mauerbau, Ziehen von Gräben und Linien ist *ἀγειν* oder *agere*, dem *temenos* ähnlich, beide Begriffe sind geometrischer oder gar mathematischer Natur. Die Proportion enthält Größen, die erst dann in Zahlen ausgedrückt werden, wenn die Größen als Teile eines Ganzen gleich sind.<sup>14</sup> Das gilt zum Beispiel für den Teil, der eine Größe überschreitet (*epi-morios*, überteilig), in der er mehrfach enthalten ist, zum Beispiel 3:2. Das gilt für Strecken oder „Bewegungen“ wie die einer schwingenden Saite. Zahl und Geometrie haben eine Affinität zum Schneiden als Abtrennung von Teilen der Natur zur Vor- und Fürsorge. Der Tod ist ein Schmitter, er erntet.

Anton Ehrenzweig hat die Geometrisierung der antiken Kunst als Hemmung der Überschwemmung des Körpers mit libidinöser Energie verstanden. Das Empfinden, innerhalb der Natur eine gesonderte Stellung einzunehmen, also von ihr in gewisser Weise getrennt zu sein, geht Hand in Hand mit der Fähigkeit der Neude-

<sup>13</sup>Anttila, S. 167

<sup>14</sup>Abraham Seidenberg ist der Ansicht, dass die Arithmetik auf der Geometrie aufbaut, welche wiederum von einem Ritus stammt, der in den Sulvasutras beschrieben wird: *The Ritual Origin of Geometry*, *Archive for History of Exact Sciences*, 1962, S. 513

definition von Funktionen natürlicher Phänomene zum Zwecke einer technischen Praxis. Das analogische Denken setzt die Wahrnehmung der Subjekt-Objekt-Trennung als Ergebnis einer Teilung mit dem Tod gleich, der durch die (technische) Fügung, die mittels Geometrie der Methode der Teilung dient, wieder aufgehoben werden soll. Die Geometrisierung des Körpers mag psychoanalytisch als Begrenzung verstanden werden können, sie kann aber auch verstanden werden als Strategie der Restitution, die der Statue geometrische Formelemente auferlegt, welche dem Prinzip des Teilens und Fügens gehorchen. Die Verlebendigung des Artefaktes ist Ziel der Taxidermie.

Die Restitution des Beutetieres, die die Lücke füllen sollte, welche die Jagd geschlagen hat, verwandelt sich im Opfer zu einer gezielten symbolischen Einflussnahme auf die Nahrungsvorsorge und Unversehrtheit. Sich selbst als „Beute“ oder Opfer zu empfinden, liegt in der Logik der Tatsache, dass ein und dasselbe Wesen je nach Situation Täter oder Beute ist, Opferer oder Opfer gemäß dem Umschlag der Seinsweisen, ein Prinzip, das aus der Endlichkeit des Seienden heraus Unendlichkeit erzeugt. Das Leben zu missachten, um ein anderes, besseres zu erreichen, basiert auf der Logik des Opfers. Der Affekt, aus Gründen der Vorsorge oder gar Angst den Schaden wieder gut zu machen, mündet in Methoden der Beschwörung und der symbolischen Handlung, des Ritus, in dem die Zeit aufgehoben wird. So ist die Zeit- und Bewegungslosigkeit des Symbolbereichs kein Epiphänomen, sondern Ziel der Übung, der die Geometrie beispringt, indem sie Bewegung ver-räumlicht. Ebenso lässt sich die Verewigung durch den Umschlag von Seinsweisen erreichen, um die Begrenzung des Seienden aufzuheben.

Die Linie enthält eine Dynamik, die offenbar auf die Zahl als Stellvertreter der Linie übergeht, indem das Zählen als Bewegung oder allgemein Aktion verstanden wird, die mit 2, also dem Tei-

len beginnt.<sup>15</sup> Die erste Zahl bei den Griechen ist die 2, das heißt die Teilung eines Ganzen, bereits Vorhandenen, bestimmt den Vorgang. Die andere Version sieht den Grund des Zählens in der Versammlung von Objekten mit vergleichbaren Merkmalen, die diese Objekte von anderen abtrennen und schrittweise zusammenfügen. Die Teilung einer Linie geht ähnlich, denn die Teile werden als abgetrennte vom Ganzen als gleichartig oder vergleichbar aufeinander bezogen, und wenn die Teile nicht identisch sind, sind sie nicht einfach abzählbar, sondern stehen in Proportion zueinander. Seidenberg nimmt an, dass der Ritus als strenge Handlungsfolge Ursprung der Zählung ist, zumal Spruch und Handlung, Rede und Tat, Hand in Hand gehen, sodass auch die Rede der Zahl unterworfen ist. Es genügt die Analogie von Rede und Tat, um die Rede als Tat erscheinen zu lassen. Jedes (Opfer-)Ritual wird von Worten begleitet<sup>16</sup>, an deren Stelle rituelles Zählen treten kann. Der Zusammenhang mit dem Opfer bedeutet, dass Zählen negative Auswirkungen auf das Gezählte haben kann. Daraus erwächst das Tabu auf Zählen.<sup>17</sup>

Urmensch- oder Weltentstehungsmythen operieren oft mit Teilungen, die Opfercharakter haben wie Tiamat oder der sich radschlagend fortbewegende Urmensch Platons. Es gilt festzuhalten, dass der Subjekt- oder Objektcharakter von Opfer, Opferer und Altar in den Riten wechseln kann. Im indischen wie semitischen Opfer gilt prinzipiell, dass der Opferer Opfer wird.<sup>18</sup> „There are square altars, circular altars, and altars of many other shapes: one,

<sup>15</sup>A. Seidenberg: *The Ritual Origin of Counting*. *Archive for History of Exact Sciences*, 1962, S. 3

<sup>16</sup>Seidenberg, *Counting*, S. 13

<sup>17</sup>Seidenberg, *Counting*, S. 14: „The Gallas of East Africa think that to count cattle impedes the increase of the herd.“ Zitiert werden auch einige Beispiele, in denen das Zählen zur Vermehrung beiträgt.

<sup>18</sup>Seidenberg, *Counting*, S. 22; zit. A.M. Hocart, *Kingship*, 1927, S. 199

the falcon-shaped altar, was composed of rectangles and does to some extent look like a falcon – or, rather 'the shadow of a falcon about to take wing'... 'He who desires heaven may construct the falcon-shaped altar; for the falcon is the best flyer among the birds; thus he (the sacrificer) having become a falcon himself flies up to the heavenly world.'<sup>19</sup> Die Idee des indischen Opfers besteht darin, einen Altar mithilfe eines Rituals so zu bauen, dass er einem Objekt oder einem seiner Teile gleicht, sodass ein Identitätstausch stattfinden kann. Der indische Opferkult beruht auf einer Art Gematrie, mehr einer geometrischen als arithmetischen Gematrie; statt der Zahl gilt die Flächenfigur. Die Kombination von Göttern stellt Anforderungen an die Konfiguration von Flächen und ihren Seiten wie beim Pythagoreischen Dreieck.<sup>20</sup>

Es sind Austauschverhältnisse zu konstatieren, die bei der Jagd und im blutigen Opfer eine Rolle spielen. Geopfert werden gleichermaßen Menschen und Tiere, möglicherweise in Stellvertretung. Walter Burkert macht dafür eine nach außen gewendete intraspezifische Aggression infolge der Bildung von Jagdgemein-

<sup>19</sup>Seidenberg, *Geometry* S. 490. Die homologe Gleichung ist: Falke gleich Altar, Opferer gleich Altar, Falke gleich Opferer. Die gleiche Homologie liegt dem Tammuz-Kult zugrunde: Hirte/Schafe – Mond/Sterne. Tammuz ist der Hirte und Wanderer, ein sterbender und wieder auferstehender Gott, der seine Schafe zählt (*Counting*, S. 28).

<sup>20</sup>Nach Plutarch kannten die Ägypter das Dreieck mit den Seitenverhältnissen 3:4:5 und verbanden die Senkrechte mit Osiris, die Basis mit Iris und die Hypotenuse mit Horus. In den *Satapatha Brahmana* (6,1,1,1-3) heißt es, im Anfang schufen die Rishis (sieben Lebenslüfte) Geschöpfe, die Quadraten zugeordnet waren, welche unter dem Spruch „Let us make these seven persons one person!“ zu einem falkengestaltigen Altar zusammengefügt wurden. Und an anderer Stelle (X, 2,3,18): Sevenfold, indeed, Pragapati was created in the beginning. He went on constructing (developing) his body, and stopped at the one hundred and one-fold one.“ (Seidenberg, *Geometry*, S. 492)

schaften verantwortlich, die eine solche Aggression nicht mehr zulassen, um die Effektivität der Jagd zu gewährleisten. „Daß statt einer biologisch festgelegten Raubtier-Beutetier-Korrelation ein eigentlich auf ein menschliches Gegenüber gerichtetes Verhalten das Jägertum prägt, hat eine merkwürdige Folge: das Beutetier wird damit seinerseits zu einem quasimenschlichen Gegenüber, es wird wie ein Mensch erlebt und dementsprechend behandelt.“<sup>21</sup> Der Übergang vom Pflanzen- zum Fleischfresser ist aufgrund von technischen Werkzeugen und Fähigkeiten wie das Werfen möglich, die die natürlichen Werkzeuge der Fleischfresser ersetzen. Von einer Aggression in Räuber-Beute-Beziehungen ist nicht notwendigerweise auszugehen, es sei denn, man nimmt an, dass es sich hierbei um Verschiebungen von Affekten handelt, die innerartlich in spezifischen Situationen eine bestimmte Funktion haben, zum Beispiel im Umgang mit Rivalen. Man könnte annehmen, dass der Ansporn zu Leistungen, andere zu übertreffen, die im Kampf wie im Wettkampf gleichermaßen sichtbar ist, auf ein Vorhandensein des Rivalitätsprinzips noch in der Jägerschar hinweist (agonistische Aggression, bei der die Fitness eine Rolle spielt). Dem für den Überlebenskampf mit speziellen Organen besser ausgestatteten Tier zeigt sich der erfolgreiche Jäger überlegen und steigert sein Ansehen. Die empfundene Konkurrenz durch das Tier zeichnet sich in Metaphern ab, mit denen besondere Leistungen bezeichnet werden, die vom spezialisierten Tier bekannt sind – scharfes Auge, Kraft, List. Konkurrenzverhalten ist evolutionsbiologische Konstante nicht nur des Menschen, der sich als Gattung nun über die ontologische Nähe zum Tier definiert, mit dem er um die gleichen Ressourcen konkurriert. Dieser Vergleich von Eigenschaften zwischen Mensch und Tier ist Grundlage einer Psychologie, in der auch Charaktereigenschaften animalistisch gedeutet

<sup>21</sup>Walter Burkert: *homo necans*, 1997, S. 28

werden. Es zeigt sich die neue Rivalität des jagenden Menschen nun nicht innerhalb der Gruppe, sondern bezüglich der auf Beute sinnenden Tiere; ob Waffen oder List der Grund für die Überlegenheit des Menschen ist, der Vergleich mit dem auf einzelne Organe spezialisierten Tier ist gängige Praxis der Anthropologie, die Steigerung der Organleistungen Antrieb für die Technik.

Doch geht es nicht nur um Werkzeuge, sondern, da die Umwelt und das Verhalten der Opfer selbst Gegenstand des Beutemachens sein muss, auch um die Konkurrenz „sozialer Systeme“, die im Zusammenschluss und organisierten Gruppenverhalten sich ebenfalls den Tieren als überlegen erweisen. Gejagt wird in der Gruppe, die eine effektive Struktur aufweisen muss, um erfolgreich zu sein. Dem Werkzeug zur Seite stehen solche Vorläufer von Institutionen als von Menschen strukturierte Objektivität, die Hegel als „objektiven Geist“ bezeichnete. „Darunter ist die durch die Geschichte geschaffene Institutionalität und die durch sie produzierte Transformation der natürlichen Existenz zu verstehen. Der Mensch hat hier – dank einer Jahrtausende langen Projektion seines Willens auf das physische Material der Natur – eine ‚zweite Kontingenz‘ des Seins geschaffen, der sich einerseits niemand mehr entziehen kann, die aber andererseits eine unerhörte Konsolidation der menschlichen Existenz mit sich gebracht hat.“<sup>22</sup>

Der Eintritt des Menschen in die um Beute kämpfende Tierwelt schafft Rivalität mit anderen Räubern und die Konzentration auf die Rivalität entkoppelt den Jagdtrieb von der Nahrungssuche; die Trophäe ist nur noch Zeugnis der Fitness, der das Tier unterlegen ist. „It is fairly clear what is communicated by the custom of killing wild animals and then displaying their seemingly revived bodies. These stuffed animals or mounted heads have become

<sup>22</sup>Gotthard Günther: Schöpfung, Reflexion und Geschichte. Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, 3. Band, 1980, S. 33

„trophies“, a word that has its origin in the military sphere and means literally 'monuments of the rout of the enemy.' Such trophies of the hunt are intended to display the skill, the cunning, the bravery of the hunter, his power over the forces of nature."<sup>23</sup> Das restituierte Tier dient hingegen der Simulation eines lebenden Körpers. Neben dem technoiden Bestreben, die mangelhafte Ausstattung durch Werkzeuge auszugleichen, ist die Restitution des Corpus der Beute eher intentional und symbolischer Natur. Diese Intention bleibt als Thema der Belebung des toten Stoffes mit Seele bis heute erhalten.

Gotthard Günther entwirft eine Realisierung dieser Intention in einer technischen Restitution des Geistes. Seiner Argumentation zufolge besteht zwischen der Subjekt-Objekt-Relation, die unser Bewusstsein vornimmt, ein Reflexionsüberschuss, der in das reflektierende Bewusstsein nicht eingeht. Das Subjekt, ein Ich, steht einer Objektwelt gegenüber, die neben dem reflexionslosen Sein ein weiteres „Subjekt“, ein reflektierendes Du, enthält. Es gibt also eine Mehrheit von Reflexionsinstanzen innerhalb des reflexionslosen Seins, Instanzen, die sich über sich wie über das Sein verständigen, ein Prozess, der außerhalb von Subjekt und Objekt liegen muss, weil es sich um eine Aussage über beide Seiten handelt, die nicht zugleich in diesen selbst liegen kann. Eine Aussage kann nicht zugleich über sich selbst aussagen.

Im Lichte der Interpretation der Schöpfungsgeschichte als Reflexionsprozess in Gestalt des Mythos schließen magisch-rituelle Praktiken die Lücke einer unzulänglich reflektierten Subjekt-Objekt-Relation. „Die göttliche Subjektivität, die der Schöpfer an den Menschen laut dem zweiten Kapitel der Genesis abgibt, (hat) eine grundsätzliche metaphysische Eigenschaft. Sie ist distribuiert über die sich gegenseitig ausschließenden Subjektidentitäten von

<sup>23</sup>Sansone S. 43

Adam und Eva. Daß sich göttliche Subjektivität von menschlicher unterscheiden muß, ist selbstverständlich. Da aber in diesem Stadium Distributivität über Ich und Du die einzige Eigenschaft ist, die wir über irdisches Subjektsein aussagen können, besteht für das Göttliche nur die Alternative, daß seine Subjektivität entweder überhaupt keine Distributivität hat oder daß dieselbe stärker distribuiert ist. Im ersten Fall kommen wir zu der mystischen, eigenschaftslosen Subjektivität des deus absconditus... Im zweiten Fall aber können wir feststellen, daß, wenn überhaupt Distribution der Subjektivität existiert, die Verteilung auf die zwei Komponenten von Ich und Du einen metaphysisch schwächeren Zustand darstellt als die totale Distribution, die sich über Ich, Du und Es erstreckt... über subjektives Subjekt (Ich), objektives Subjekt (Du) und objektives Objekt (Es)...<sup>24</sup>

Bleibt man im Mythos, so gleicht bereits Adams Bildung aus Lehm und Belebung einer Restitution, der ein Opfer vorangegangen sein muss. Er ist das erste Glied einer Reihe von Ahnen, deren Tod als nur vorübergehend empfunden wird, weil der Erzählung zufolge am Ende die Wiederauferstehung stattfindet. Die Behandlung des Beutetiers könnte also eine Übertragung humaner Riten auf das Tier bedeuten, dessen gewaltsamer Tod den eigenen, des Jägers, vor Augen führt. Der Übergang vom Pflanzen- zum Fleischfresser in einer Epoche der Dürre ist ein Anpassungszwang, der Änderungen im Affekthaushalt mit sich geführt haben muss. In der Regel sind Aggressionen mit tödlichem Ausgang innerhalb einer Gruppe durch Beachtung von Umgangsregeln vermieden.<sup>25</sup> Ob es sich um eine Übertragung oder um eine eigenständige Erfindung handelt, den Tod zu leugnen, ist gleichgültig für die Bedeutung der Restitution als Reaktion auf die Tötung und

<sup>24</sup>Günther, Beiträge III, S.39

<sup>25</sup>Sherwood L. Washburn: Social Life of Early Man, 1961, S. 21

der Wahrnehmung des Zusammenhangs von Tat und Tod. Ontologisch handelt es sich bei der Restitution um ein Bild des Toten. Um die Intention zu erfüllen, den Tod zu widerrufen, wird das Bild mit unterschiedlichen Mitteln konstruiert, die als Zeichen dauerhaften Lebens gelten. Dazu dient dauerhaftes Material wie Knochen, Stein oder später Metall, Substanzen, die ihre eigentliche Bedeutung durch symbolische Verweise erkennen lassen müssen. Die Verwendung der Knochen dürfte eine alte, naheliegende Praxis sein, Dauer zu suggerieren, doch die Besonderung gegenüber der „toten“ Objektwelt liegt dann in der Behandlung, in Bestattungsriten oder der Taxidermie etwa. Der dauerhaft wirkende Stoff wird mit „Insignien“ des Schöpfers versehen, dessen Potenz sich darin erweist, aus den vielen Möglichkeiten, die die Substanz – Lehm zum Beispiel – bietet, eine bestimmte Form auszuwählen.

Der Zusammenhang des Bildes mit dem Tod entspringt insofern seiner Genese, ebenso die Doppelheit als wechselseitige Verweisung. Diese Genese entspricht Gotthard Günthers Deutung der Erschaffung Adams als Ebenbild, als „Inkarnation“ Gottes, mythische Lesart der Schaffung einer Selbstbezüglichkeit im Selbstbewusstsein. Die klare Form der Selbstbezüglichkeit als Restitution liegt deshalb im Selbstbildnis oder Spiegelbild vor.<sup>26</sup>

<sup>26</sup>Die Restitution im Bild verblasst später zur Erinnerungskultur, die auch den Heroen und Siegern zukommt, die sich im Kampf oder im Wettbewerb bewähren. Der ursprüngliche Sinn bleibt indessen in Denkmälern erhalten, die als Substitut des Toten angesehen werden. „Das Grabmal gewährleistet... das ruhmvolle Weiterbestehen des Toten in einer anderen Weise. Gemeint sind Inschriften, in denen sich der seit den frühesten Zeiten der griechisch-römischen Antike nachweisbare Glaube an die Vergegenwärtigung des Toten im Grabmal ausspricht. Auch hierfür haben möglicherweise phönikische Inschriften als Vorbilder gedient; es lassen sich dafür Zeugnisse in der Tradition der phönikisch-punischen und neupunischen Epigraphik wiederholt ausfindig machen. Das Grabmal ist selbst die Existenzweise des Toten in der Nachwelt; es ist ein Ersatz des Toten im Sinn seiner persönlichen Vergegen-

Die Szene wiederholt sich mit der Schaffung Evas aus einem Körperteil Adams, eine Teilung, die an das Opfer erinnert, deutlicher jedoch die Spiegelsymbolik enthält; der andere ist Teil des Selbst. Nach Günther entspricht dies dem widersprüchlichen Begriff eines „objektiven Subjekts“, das der primären Subjektivität, dem Ich, das von sich mehr und Tieferes weiß, als vom anderen, gegenübersteht. Beide, Ich und Du, sind über ein Drittes, ein Es vermittelt und können nur über dieses kommunizieren, über gemeinsam konstruierte Objektivität. Das ermöglicht die Interaktion zweier Subjekte, deren Unterschiedenheit über einen dritten Wert Welt vermittelt wird, der als gemeinsame Repräsentanz der Welt gesehen werden kann. Das Bild unterliegt nun nicht der Identitätslogik, weil es Möglichkeiten darstellen kann, die weder sind noch nicht sind und Spielräume der Annäherung an das erlauben, „was der Fall ist“. Diese Operationen verlaufen sprachlich, also symbolisch, oder bildhaft und sie enthalten Möglichkeiten.<sup>27</sup>

Das Dritte ist Günthers Reflexionsüberschuss, der sich in der Schlange oder Gott verbirgt. Bei der Schlange handelt es sich um die allegorische Darstellung einer „im irreflexiven, natürlichen

genwärtigung.“ Helmut Häusle: Das Denkmal als Garant des Nachruhms, München 1980, S. 124

<sup>27</sup>Günther setzt der Subjekt-Objekt-Dialektik einen Zustand voraus, den er mit dem Begriff der Morphogrammatik beschreibt, in der die ontologischen Stellen noch nicht mit Werten besetzt sind. Es handelt sich um „eine Strukturschicht, in der die Differenz zwischen Subjektivität und Objektivität erst etabliert wird und deshalb dort noch nicht vorausgesetzt werden kann. Führen wir aber Werte, d.h. den Gegensatz von Positivität und Negation ein, so betrachten wir denselben Sachverhalt als (inhaltliches) Resultat eines Bewußtseinsvorgangs. d.h. die Trennung von Subjekt und Objekt muß jetzt vorausgesetzt werden.“ (Gotthard Günther: Das metaphysische Problem einer Formalisierung der transzendental-dialektischen Logik; in: Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, Band 1, S. 228

Sein gefangenen und unerlösten Reflexionsstruktur“.<sup>28</sup> Es ist das Tier, das im Mythos seltsamerweise zum Essen einer Frucht und damit zu einem neuen Reflexionsstatus verleitet. Das Tier stellt den dritten Wert dar. „Die Ausgleichung des Reflexionsgefälles vom Ich zum Du in der Einigung auf eine gemeinsame auf das Objekt (Apfel) ausgerichtete Handlung produziert einen doppelseitigen Reflexionszufluß! Erstens eine Rückbeziehung auf sich selbst, die für Ich und Du parallel läuft, denn sie werden beide an sich das Gleiche wahr. D. h. der von der Schlange empfohlene Akt erzeugt zum ersten Mal die trans-individuelle und doch nicht voll objektive Kategorie des 'Wir'. Zweitens aber erwacht in der zum Wir erweiterten Subjektivität die Fähigkeit, die Reflexion der Divinität als Geist zu begreifen. Was Eva allein hörte, war die Stimme der Reflexion im Natürlichen.“<sup>29</sup>

Dass das „Wir“ im Essen vollzogen wird, dem gemeinsamen Mahl, wirft ein Licht auf den Opferritus. Mit dem Verzehr der Frucht wird ein Tabu gebrochen. Sie steht – im Hebräischen auch etymologisch – für den Überschuss, den die natürliche Einheit, Pflanze, Tier oder Mensch, produziert. Es ist das, was die Natur trägt, der Ertrag. Es gilt wohl auch hier die Gleichung Anacreons *thesmos* gleich *thesaurus*, das Gesammelte ist das Niedergelegte, Gesetzte, auch das Gesetz als Grenze des Handelns. So gilt das Gesetz in einem abgegrenzten Raum, *templum*, dem „Abgeschnittenen“. Die Trennung vom Bezirk, in dem Adam und Eva weilen, gleicht der der Frucht vom Baum. Das Bild vom Paradies ist rekursiv gebaut; selbst „Abgeschnittenes“, steht die Frucht, die das Paradies enthält, für das Abgeschnittene.<sup>30</sup> Auch im Opfer voll-

<sup>28</sup>Gotthard Günther, *Schöpfung, Reflexion und Geschichte*, Beiträge III, S. 40

<sup>29</sup>Günther, *Beiträge III*, S. 42

<sup>30</sup>Das Opfertier, der Stier, heißt ähnlich wie das Getrennte, die Frucht oder der Spross. Das Wort für Stier, *par*, wird in der Bibel immer in Zusammenhang mit dem Opfer verwendet (2. Moses, 29, 3-14).

zieht sich die Trennung rekursiv, die Teilung, für die das Tier als Spross steht, geschieht am Tier selber. Die Analogie von in die Erde eingesenktem Samen und der Totenbestattung verweist auf homologisches Denken.

Steht im Mythos der Apfel für den dritten Wert, so ist es allgemeiner das Bild, auf sich das beide ontologisch sich gegenüber stehenden Subjekte in einem Konstruktionsprozess einigen, eine Objektivität, die für beide gilt und die man als Ursprung von Weltbildern verstehen kann. Darin geht die selbstreflektierte Subjektivität jedoch auf, das Selbst enthält ein Bild, das nicht dem Wir dient, sondern steht seinen Operationen zur Verfügung, der Reflexion auf sich und den Tod. Mögen Gedanken, Affekte, Handlungen objektivierbar sein und teilbar in einem kollektiven Gefüge, der Tod ist es nicht. Er tritt als Erkenntnis nach dem Ende der Paradiesepisode zutage. Geht die Initiation des Prozesses von der Schlange aus, so steht sie auch für die Möglichkeit, den Tod zu denken. Er wird zum Epiphänomen des Bewusstseins. Steht die Schlange für die Natur, so für eine, die sich selbst verzehrt, und so ist sie auch oft verstanden worden als ein Wesen, das sich in den Schwanz beißt (noch bei Platon zehrt Natur von ihrem eigenen Ausstoß). Der dritte Wert wird rekursiv zwischen A und B ermittelt, die dann in einem „Objekt“ enthalten sind, das man als abgestoßene Subjektivität bezeichnen kann, die sich in der Menschengeschichte zum objektiven Geist formiert. Damit sind Institutionen und soziale Gesetzmäßigkeiten gemeint, entstanden in Jahrtausende langer Projektion des menschlichen Willens „auf das physische Material der Natur“. In dem Moment, da diese als zweite Kontingenz bezeichnete Lebenswelt seine Unmittelbarkeit verliert und manipulierbar wird, ein Konstruieren des Gewordenen anstelle des Werdens tritt, „verwirft der Mensch seine bisherige Tätigkeit“ aus unbewusster, unmittelbarer Intention heraus, die mit dem alten Be-

griff der Seele bezeichnet werden kann.<sup>31</sup> Günther erwartet nun eine Reaktion auf die damit verbundene Entseelung, indem die der Subjektivität inhärente Reflexion in die zweite Kontingenz (zweite Natur) „hineinprojiziert“ wird.

Damit wäre die Restitution, die der Jäger dem Tier angedeihen lassen will, nachdem er einiges von ihm verzehrt hat und den im Bild konstruierten Rest als beseelte Objektivität deklariert, erst vollständig vollzogen. Die Seelenhaftigkeit des Bildes war nur simuliert, die Übertragung der Selbstreflexion des Lebendigen auf das Bild ging in diesem nicht ganz auf, speiste jedoch eine Dynamik der Veränderung, um das Ziel zu erreichen. So zieht sich eine Spur von der rituellen Restitution des der Natur entwundenen und verzehrten Tieres zur Nachbildung der selbstreflexiven, selbstbezüglichen und soziopathischen Kräfte des Menschen. Das Werkzeug dient der Aneignung, dem Rauben und Sammeln, die Idee der Restitution tritt hinzu, so wie die Taxidermie nichts nützt, sondern den Augenblick als Wahrnehmungszentrum des Lebens auf Dauer zu stellen gedenkt. Deshalb gilt es, den Ausdruck des Toten so zu konstruieren, dass er lebend *wirkt*. Der Aufgabe, das Leben im Bild einzufangen, stehen je nach Epoche unterschiedliche Mittel und Wege zur Verfügung, die in eine Wirkungs-„Ästhetik“ eingehen, um das Objekt mit Signalen zu versehen, die subjektypisch sind. So könnte man das Versehen von Objekten mit Reflexionsspuren der Subjektivität als einen derartigen Versuch werten, das Objekt mit einer spezifischen Wirkung zu versehen, die der Idee der Restitution entspricht. Die Projektion versieht das Objekt mit Spuren des Urhebers.<sup>32</sup> Das Bild trägt auf diese Weise dazu bei, die reflexive Tätigkeit des Subjekts offenbar werden zu lassen.

<sup>31</sup>Günther, Beiträge III, S. 34

<sup>32</sup>Gilt die Luft als Lebenszeichen, weil der Atem nur dem lebenden Körper zukommt, so geht mit ihr in das Objekt auch Leben ein. Die in der Übertragung analoge Substanz ist die Nahrung.

Die kollektive Anerkennung verleiht dem Bild gültigen objektiven Status. Damit ist seine Abtrennung vom Subjekt jedoch noch nicht erreicht, es ist nicht an und für sich und kann ohne Projektion des Subjektes nicht „leben“, das Bild ist in dieser Hinsicht Trugbild.

Dieser Prozess der Projektion von Reflexion verändert das Objekt, weil dieses nun Gegenstand und Bild zugleich ist. Ein mit Gravuren versehener Knochen ist immer noch ein Knochen, eine bemalte Höhlenwand eine Höhle. Doch mit den Zeichen sind beide ambivalent und zerfallen in Träger, materielle Substanz, und Getragenes, spirituelle Substanz. Seltsamerweise ist das gesamte Weltbild von diesem Dualismus durchzogen, weil die Projektion das unter ihr liegende Bild, die erste Kontingenz oder Naturerfahrung, überlagert und entleert. Die Belebung des Bildes, die mit der Idee der Restitution begann, geht historisch mit einem Verblässen belebter Natur einher, deren Leben auf Bewegung aller Arten reduziert ist. Die zweite Kontingenz, wie Günther den „objektiven Geist“ Hegels nennt, ist das zunehmend primär erlebte Weltbild mit der Doppelbedeutung des Begriffs Bild, Träger und Getragenes zu sein, Ordnung und Geordnetes. Die griechische Kultur erlebte einen Schub der Projektion des Lebendigen in den Stein und eine mathematisch-geometrische Beschreibung der Natur. Die Wertschätzung dieser Formen ist ambivalent. Die Beschreibungen dienen der Formbildung im Sinne einer Ordnung, unterliegen aber dem Trugbild der Kongruenz. Die Mathematisierung bleibt Symbol, das wie der Ritus der Restitution das Objekt überschreibt. „Alles ist Zahl“ – dieser pythagoreische Spruch steht für dieses Projekt der Überschreibung.

Es ist allerdings schwer, darin etwas der Restitution Analoges zu sehen, weil wir die Zahl und die zusätzlichen Leistungen auf dem Gebiet der Geometrie damit nicht in Verbindung bringen, den Tod zu leugnen. Indessen sind, wie spekulativ auch immer, die frühen geometrischen Formen bereits als Wiedergeburtssymbole, als

Zeichen des Übergangs, interpretiert worden. Die Bewegung, die damit gemeint ist, umfasst den Gestalt- und Ortswechsel, der von einem inhärenten Antrieb ausgeht. In den Initiationsriten wird diese Bewegung am deutlichsten vollzogen und der Übergang ist mit zentralen Symbolen der neuen Ordnung – dem Gesetz – verbunden, in die der Initiand eintritt.<sup>33</sup> Hier wird der Tod und die Restitution verstanden als Abbau und Aufbau einer mentalen Struktur, die mit der Änderung der biologischen einhergeht. Da Aufbau und Abbau – also Übergang – nicht Wahrnehmungsobjekt werden können, sondern allenfalls als Verkettung von Zuständen einen Prozess darstellen, kann das Symbol Ersatz als dauernder Übergang leisten. Die Leugnung des Todes besteht hier in der Verschiebung des Sinnes, die mit dem Akt der Restitution verbunden ist. Ewig ist die Dauer.<sup>34</sup>

Die Geometrie sichert den Zusammenhang im Übergang der Figuren entsprechend der Projektionsgesetze. Die von Seidenberg analysierten Altäre beruhen auf der Geometrie bestimmter Figuren und ihrer Beziehungen. Die Identität einer sich im Raum durch Bewegung oder Form ändernden Gestalt ist nur mit den Mitteln der Mathematik und Geometrie zu gewährleisten. Im Ritus selbst vollzieht sich eine symbolische Bewegung, die das Zählen mit in Anspruch nimmt. Seidenberg nimmt an, dass es sich um das Aufrufen von Teilnehmern eines Schöpfungsritus handelt. „The basic things needed for counting are a definite sequence of words and a familiar activity in which they are employed the creation ritual offers us precisely such sequence and activity. Processions of couples in ritual are well known... The sequence of words so used

<sup>33</sup>Siehe Seidenbergs These vom Ursprung des Zählens und der Geometrie im Ritus.

<sup>34</sup>Deutlicher erscheint der Restitutionsakt im Opfer, in dem die Ambivalenz des Augenblicks, „etwas zu verlassen und etwas anderes zu erreichen“ zum Ausdruck kommt.

might have come to be used as the ritual number-words.“<sup>35</sup> Paul Schilder zitiert Bergson, der die Zahl auf dem Wege zur Handlung sehe und berichtet über Zwangshandlungen, die mit dem Zählen einhergehen. Die Zahl gebe Auskunft, wie oft man handeln müsse, besitzergreifend oder zerstörend. Bei einem Patienten fanden sich Beziehungen zwischen einem Gefühl der Asymmetrie, das durch Berührungen ausgeglichen werden sollte, und dem Zählen, das gegen Furcht eingesetzt wird. In der Zählung von eins bis sieben wurden Personen bezeichnet, es kam auf die eins, der Vater, die zwei die Mutter, die drei die Familie mit Onkel und Tanten, die vier er selber, die fünf stand für den Tod, die sechs für die anderen und die sieben war unbestimmt. Die Asymmetrie fordert, anders als die Symmetrie, zur Handlung heraus, die im Falle des Vorhandenseins aggressiver Impulse des Patienten gefährlich werden konnten. Man kann das Streben zur Symmetrie auch als eines zur Ordnung, die komplexe Form von Symmetrie, sehen, die gesucht wird, um Spannungen auszugleichen oder zu vermeiden. Schilder verweist auf den Stellreflex des Organismus als Grundreflex des aufrechten Gangs und des Gleichgewichtes. „Das Individuum strebt nach einer symmetrischen Welt, in der auf keiner 'Seite' der Situation Spannung aufgelöst wird. Der Ausgleich erfolgt im organischen Fall 'tonisch' ...“<sup>36</sup> im Falle des Patienten durch Berührung einer Seite.

Die Berührung, mit der der Patient seine Symmetriempfindung wieder herzustellen gedenkt, lässt auf die Möglichkeit von Handlungen schließen, die nur die Funktion haben, eine mangelhafte Lage zu stützen oder zu ersetzen. Zählen und geometrische Konstruktionen, die Abweichungen von einer Normallage symbolisch

<sup>35</sup>Seidenberg, Counting, S. 8

<sup>36</sup>Paul Schilder: Zur Psychoanalyse der Geometrie, Arithmetik und Physik. Imago 22, 1936, S. 390

korrigieren sollen, könnten den Riten der Jäger und des Opfers ebenso zugrunde liegen. Das Bild, womit die Korrektur der Abweichung bezeichnet werden kann, fungiert auch als Symptom und Zeiger auf die Ursache. Paul Schilders Beispiele zeigen, dass die Korrektur auf formalem Wege erfolgt, eine formale Handlung sucht ein Erleiden auszugleichen, was einer symbolischen Negation gleichkommt, die man auch schon für die Doppelgängererscheinungen angenommen hat. Der Taxidermie und sinnverwandten Maßnahmen liegt demzufolge das Prinzip des Ausgleichs zugrunde, das im Räuber angesichts der Beute entsteht. Die Wahrnehmung eines Verlustes provoziert die bildnerische Handlung. Eine Alternative zur Produktivität bieten Verschwendung oder Zerstörung von Nahrung in Opferriten. Karl Meuli deutet das Brandopfer oder die Nahrung für Verstorbene weniger als Gaben, sondern als Trauermaßnahmen. Selbstverstümmelungen, Töten von Tieren oder Menschen oder Vernichtung jeder Form von Eigentum beruhen auf einem spontanen Destruktionszwang, welcher oft das Gefühl von Trauer begleitet oder Teil ihrer ist.<sup>37</sup>

Das Gefühl von Panik und Kummer betrifft Säugetiere in der Regel angesichts der Notlage, von Fürsorgern getrennt zu sein, was auf Partner einer Gruppe übertragen werden kann. Rätselhaft ist, wie der Verlust einer Bindung zustande kommen kann, die zwischen Jäger und Beute vor der Tötung bestanden haben muss. Die bekannte Hypostasierung des Tieres stützt die These einer Beziehung, deren Bedeutung uns nicht mehr zugänglich ist, in der Jagd aber wieder Affekte auslöst. Auch wenn die Bezeichnung des Gefühls eine anachronistische Zuschreibung eines prähistorischen Zustands ist, bleibt immer noch die Diagnose, dass es sich bei der Restitution um ein Symptom handelt, das beim Töten auftritt und dessen Ursache im Verborgenen, zeitlich Früheren liegt.

<sup>37</sup>Sansone, Sport, S. 39

Das Verbot, das Totem-Tier zu essen, deutet auf einen Konflikt bei der Tötung von Tieren hin, die schließlich der Ernährung dienen müssen. Es wird bewusst, man zerstört, was einem das Leben sichert, man schneidet sich von dem ab, was man nötig hat. Aus der Entwicklungspsychologie ist bekannt, dass der Ablösungsprozess von der Fürsorgeperson von Aggressionen gegen sie – das heißt gegen einen Körper, genauer die Brust – erleichtert wird. Damit ist aber nur eine späte Station der Evolution interpretiert. Eine Übertragung der Mutter-Imago auf das Tier würde es zum Stellvertreter des Nahrungsspenders machen – eine nur vom Mythos unterstützte Spekulation. In diesem Zusammenhang ist es auffällig, dass die Jagd, Domäne männlicher Räuber, im wesentlichen Göttinnen kennt.

Im Tier tritt ein Verhalten in Erscheinung, das dem Menschen mehr ähnelt als alles sonst in der Natur, weshalb sich im Tier etwas fundamental Neues zeigt: Untereinander und im Verhältnis zum Menschen tritt eine kreiskausale Beziehung in Kraft, weil aus dem Verhalten des Gegenübers eine Strategie gelesen werden kann, die in das eigene Handeln einfließt – ein Prozess, der reziprok auf der anderen Seite stattfindet. Diese Interaktionslogik ist essentiell für das Verhältnis von Räuber und Beute, domestiziert und sozialisiert in kooperierenden Gemeinschaften, das heißt: reduziert auf den Wettbewerb innerhalb der Gesellschaften. Es ist diese komplexe Logik, die aus der empathischen Idee der Restitution eher abzulesen ist als aus dem Werkzeug als Vorläufer der Maschine. Die Techniken der Jagd beruhen darauf, die andere Seite so gut berechnen zu können, dass ihr im Spiel nicht der Sieg zufällt. Dazu gehört das Ausspähen der Gewohnheiten und Speichern der Bewegungsprofile des jeweils anderen im Gedächtnis, der Ursprung des Mind Reading, das ontogenetisch schon im Entwicklungsstadium ausgebildet wird. Die Beute zeugt von erfolgreicher Strategie der Berechnung des anderen, auf der die Ökonomie des Über-

lebens beruht. Die Trophäe ist Zeugnis der gelungenen Berechnung, der Niederlage der Beute, die sie als Totes symbolisiert. Die klassische Maschine ist aufgrund ihrer Konstruktion der Inbegriff der Berechenbarkeit, ähnlich den für Menschszwecke zugerichteten Tieren. Das erlegte Tier wird, das bezeugt der Ritus, keinem seelenlosen Objektbereich zugerechnet. Im Jagdverhalten und der doppelten Berechnung der Verhaltensweisen des Tier-Selbst und des Nicht-Selbst im Selbst findet ein rekursiver Prozess statt, der mit dem Tod eines der beiden endet und nicht in Bewusstsein aufgelöst wird.

Der intraspezifische Wettbewerb, bei dem die Fitness den Ausschlag gibt, wird in der Jagd nach außen gewendet und der Jäger nimmt im Rollenspiel Eigenschaften der Tiere in Anspruch, die mit solchen Eigenschaften ausgestattet sind, die der Mensch erstrebt – zum Beispiel listig zu sein, worunter offensichtlich die Technik gemeint ist, die Berechenbarkeit der anderen Seite für eigene Zwecke in Anspruch zu nehmen. So sehr es von Nutzen ist, mit einem Selbstbild umzugehen, das Entscheidungen generalisieren hilft, so hilfreich ist es, sich ein Bild vom anderen zu machen, das ebenfalls gedankliche Operationen über sein Verhalten erlaubt. Damit wird ein neuartiger Wettbewerb eröffnet, der unter dem Begriff „Mängelwesen“ seit Herder philosophische Relevanz erhält. Es definiert sich die menschliche Leistung durch den Vergleich mit denen des Tiers. Die Stärken des Tieres treten in der Gefahr zutage, seine Beute werden zu können, wogegen in der Regel nur die Flucht hilft. Mit anderen Fleischfressern um Nahrung zu konkurrieren, verschärft insgesamt den Druck auf die Erfindung von geeigneten Strategien und Werkzeugen. Es ist naheliegend, dass derlei nach außen gerichtete Leistungen in die Auseinandersetzungen innerhalb der Art übernommen werden. Hier müssen dann Hemmungen das Töten von Mitgliedern der eigenen Gruppe verhindern.

Bei der Strategie von Wettbewerbsteilnehmern handelt es sich nicht allein um die Überlegenheit der Werkzeuge, der Waffen, die eingesetzt werden, um ein Ziel oder einen besonderen Vorteil zu erlangen, sondern ebenso um die intelligiblen Mittel, die dem gleichen Zweck dienen, das heißt um gesteigerte Berechnungsmöglichkeiten, die nur einer Subjektivität zu Gebote stehen, die in die eigene Zielsetzung ein Kalkül über die Subjektivität der anderen Seite und deren spezifische Strategie einbinden kann. Die Berechenbarkeit ist beim Tier und seinem festgelegten Verhalten relativ einfach, beim Menschen und seiner doch weitgehenden freien Selbststeuerung sorgen bindende Regeln für eine wechselseitige Berechenbarkeit, die kulturell jedoch erst durchgesetzt werden müssen. Im Wettbewerb ist ein Rest von Spielraum erhalten, von dem die Jagd lebt – das Übertreffen des anderen durch situationsabhängige physische oder mentale Überlegenheit, die Schwächen der anderen Seite zu nutzen weiß. Mit den Regeln hat die Subjektivität einen Teil ihres kontingenten Verhaltens preisgegeben, das offenbar in einem „globalen Subjekt“ aufgegangen ist, dessen Operationen über solche Regeln verläuft, die aus Emergenz entstanden sind.

„Wenn Distribution der Subjektivität existiert, stellt die Verteilung auf die zwei Komponenten von Ich und Du einen metaphysisch schwächeren Zustand dar als die totale Distribution, die sich über Ich, Du und Es erstreckt.“<sup>38</sup> „ES ist aktive Subjektivität im Sein“, ist das, was das Ich als in „objektiven Geist“ abgegebene Reflexion erleidet. Gott erscheint als jener Punkt, in dem Denken und Handeln der Subjekte eine neue Qualität erreichen, sich zum Ich wie ein globales Subjekt verhält. Heinz von Foerster denkt ebenfalls den Gott des Nikolaus von Cues als jenen Punkt, in dem sich das System selbst auf sich bezieht: „In other words, the prima-

<sup>38</sup>Günther, Beiträge III, S. 39

ry locus of constraint and control in this medieval system is exactly where it actually is in non-engineered systems: it is the structural relations of the system itself... Constraint and control, as in natural ecosystems and in most social systems, lies in the hierarchical and heterarchical network of the system itself, both at the level of the individual subsystem and at the level of the whole.“<sup>39</sup>

Der rekursive Prozess des Mind Reading ist in seiner Mathematisierbarkeit logisch, aufgrund der Instabilität jedoch psychologisch oder gar ökologisch, denn die Begegnung enthält die Möglichkeit, dass eine Seite im Laufe des Prozesses marginalisiert oder eliminiert, das heißt zur Beute wird. Die Idee der Restitution gründet auf dem Bewusstsein eines Mangels, der mit Ersatzobjekten behoben werden soll. Diese Objekte vertreten die ontologische Position des anderen, dessen Reflexivität dem Subjekt nicht verborgen bleibt, weil es im Kampf unmittelbar damit zu tun bekommt. Ist die Leugnung des Todes tiefgreifend, so dürfte das Ersatzobjekt nicht auf der Stufe der Irreflexivität stehenbleiben, sondern auf eine Gleichwertigkeit mit dem Subjekt und seinem Reflexionsniveau zielen. Das würde bedeuten, dass die Ersatzobjekte, die für ein neues oder dauerndes Leben stehen, erst dann ihren Zweck qua Intention erfüllen, wenn sie die ontologische Lücke, die der Tod geschlagen hat, im Laufe der Verbesserung der Technik der Animation von Ersatzobjekten einst auch füllen.

Der Grund für die Todesleugnung liegt naturgemäß im Subjekt, dem psychologische Motive zu unterstellen müßig ist. Es muss einen Verlust spüren, der mit dem Bewusstsein seiner selbst zusammenhängt. Die Bestattungsriten deuten darauf hin, dass die Restitution nicht auf die Jagd beschränkt, sondern jenen Riten analog ist. Die rekursive Verschränkung befestigt nicht allein die on-

<sup>39</sup>Heinz von Foerster: *Cybernetics of Cybernetics*; in: Klaus Krippendorf: *Communication and Control in Society*, New York 1979, S. 18

tologischen Positionen, weil sie isoliert nicht möglich sind, sondern lässt sie in einer Wesenheit aufgehen, die als Kollektivseele oder Dämon empfunden wird, etwas, das durch alle hindurchgeht – „the structural relations of the system itself“ (Foerster). Das Bewusstsein der Sonderung im Subjekt ist nicht total, so kann es auf das zurückgreifen, was sein Bewusstsein möglich macht, zeitlich unbegrenzt ist und vom Leib unabhängig. Dieser gilt dann als Projektionsmittel, wofür vor allem Sakralobjekte stehen, die diesen „Geist“ der absoluten Vermittlung und Aufhebung der Subjekte tragen. Die Sakralobjekte werden unter anderem auch der Fertigkeit ihrer Herstellung wegen bewundert und wirken als Integration von kunstvoll hergestelltem Ding und innewohnendem Geist. Die Idee der Beseeltheit des Stoffes findet sich im Sakralobjekt als Träger des Numinosen, der Anwesenheit eines Gottes, die mit einer Bewegung verbunden ist. Diese Bewegung wird als substantielle Kraft verstanden. Antilas auf Anacreon zurückgehende Analogie von *thesmos* und *thesauros*, Gesetz und Speicher, der Nahrung aufbewahrt und für Wohlstand steht, bezeichnet eine solche substantielle Kraft. „The oldest way of storing grain and produce was underground... Lat. Consus (god of the grannery) from condere 'store' (...), who was closely connected with Ops (Abundance, Harvest).“<sup>40</sup> Die Bedeutung der Nahrung ist so groß, dass der Speicher als Ort der Manifestation göttlicher Kraft anzusehen ist, „fiery-energy places“. Sie hängt mit den Beschränkungen des Lebens zusammen, die am Ende ins Gesetz eingehen, das als Niedergelegtes sich mit dem Gespeicherten überlagert. Die Beute, die „Ernte der Jagd“, die im Schnitter Tod symbolisiert ist, nimmt numinose Gestalt an. Die Beziehung der göttlichen Kraft zur Nahrung stellt sich im Numen dar, das auf das Nicken zurückführbar

<sup>40</sup>Anttila, S. 167

ist, Zeichen der Zu- oder Übereinstimmung – griechisch *neuma* „nicken“.

Das Nicken ist neben der Verneinung eine Elementargeste, die nach René Spitz auf den Suchvorgang beim Säugen zurückzuführen ist. Dieser Vorgang wird nicht von Außen-, sondern durch Reize von innen ausgelöst, die eine Bewegung der Annäherung und des Hineinnehmens intendieren. Die horizontale Bewegung des Kopfes als primärer Orientierungsvorgang unterliegt bei der Entwicklung einem Funktionswandel zum Nein. Das Nicken ist erst möglich, wenn die Halsmuskulatur des Säuglings es erlaubt, wobei auf eine Bewegung zurückgegriffen wird, die phylogenetisch als Abkömmling des „Milchtreten“ zu interpretieren ist. Es „vollführt das Dreimonatskind, wenn ihm die Brust entzogen, aber noch in Reichweite ist, kopfnickende Annäherungsbewegungen, um die Brustwarze wieder zu erreichen.“<sup>41</sup> Die Versorgung der Götter mit Nahrung durch den opfernden Menschen und das Nicken als Suchbewegung zu ihr deutet auf eine Verkehrung der Relation von Subjekt und Objekt. Die Suche richtet sich nach innen. Das Suchen und Verzehren als Speichern im Inneren ist dem Speichern des Gerenteten analog, im Falle des Kornes ist der Speicher die Erde, der Untergrund (Anttila). Die Bewegung geht nun ins Innere und nähert sich den symbolischen Repräsentanten der Nahrung. Spitz betont indessen, dass das Suchverhalten, „Matrix der semantischen Funktion“, eigentlich ein Abtastverhalten sei, schließlich hat es die Form des Hinstrebens, bevor die Einverleibung stattfindet.

Dieses Abtasten nennt Freud ein *Verkosten* der äußeren Reize, dazu verhält sich das Denken analog als Probehandeln. Hier setzt sich das binäre System der Suchbewegung im Sinne einer Prüfung der Richtigkeit von Annahmen fort, und das Nicken wird zu einem Symbol der Bestätigung. Die Kommunikation wird das

<sup>41</sup> René Spitz: Ja und Nein, Stuttgart 1970, S. 92

binäre Muster übernehmen, um zu einem gemeinsam akzeptierten Modell der Welt zu kommen, ein Vorgang der Realitätsprüfung, in dem mindestens zwei Subjekte, dann als Erwachsene aber gleichwertig, eingebunden sind. Das Nicken wird zum Zeichen eines Wertes, den die beiden als gemeinsamen ermittelt haben. Es handelt sich um eine Art von Objektivität, die mit keiner Objektivität der beiden verhandelnden Subjekte deckungsgleich sein kann, sondern subjektabhängige Objektbereiche in einem dritten Bereich ausgleicht. Was die Subjekte hier nicht einbringen können, ist nicht objektivierbar, d.h. auch nicht kommunizierbar. Die Leugung des Todes der Beute und ihr Zeugnis, die Restitution, ist eine Negation, die auf den Suchvorgang zurückgreift, aus dem eine Urteilsfunktion erwächst – Ablehnen oder Zulassen. Die Negation als Urteil (Spitz) steht mit einer zweiten Objektivität im Bunde, dem Bild. Das Objekt kann erst negiert werden, wenn es etabliert, also Bild ist, während das Suchen nur dem inneren Antrieb folgt, der das Objekt erst finden muss. Erst über das etablierte Bild können Subjekte auch verhandeln und ihre Negationen oder Positionen ausdrücken.

Gotthard Günther beabsichtigt, die Technik aus der Metaphysik her zu begründen und nicht nur aus der wachsenden Komplexität der Werkzeuge und deren Leistung der Naturbeherrschung. In ihr ist die Überwindung des Todes als Generallösung der Überlebensprobleme nicht vorgesehen, weil ein Werkzeug nicht die Funktion haben kann, sich an die Stelle des Objekts zu setzen. Man wird die simulierte Beseelung des Objekts als Ausgangspunkt einer Entwicklung sehen können, die die Subjektivität zum Ziel und Maßstab hat, sich jedoch vom Leib entfernt. Von Beginn an wirft somit die Subjektivität einen Schatten ihrer Reflexivität, ein Bild, das sich anschickt, Substitut werden. Es steht im mythischen Denken ohnehin unter Verdacht, mit dem Tod im Bunde zu sein, indem es als Abbild auf das Überdauern verweist, das jedoch nicht den Leib

betrifft. Seine Statik sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass es ohne den Beobachter nicht funktioniert und das Auge braucht, das es betrachtet und die Zusammenhänge herstellt. Es bildet sich erst in der Bewegung der Betrachtung, vom Künstler und seiner Technik dazu provoziert. Ohne Betrachter ist das Bild entropisch, naturgemäß ohne Information. Das negative Urteil über die Objektivität, das nur ein Beobachter treffen kann, begründet die Alternative, das Bild. Das Ausschlussverfahren trifft ebenso auf die Modellbildung der Objektivität zu, die zwischen Subjekten stattfindet, die zunächst davon ausgehen, dass der jeweils andere die gleiche Perspektive hat. Es ist bezeichnend, dass besonders Versagungssituationen das Suchverhalten halluzinierend aktivieren, als sollte damit die Annäherung an die Sättigung simuliert werden in der Hoffnung, diese zu erreichen. „Das entspricht ganz dem klinischen Bild der traumatischen Neurosen. Dort wird die unmittelbar vor dem Trauma liegende Situation wieder erschaffen, sozusagen als Versuch, das Trauma, den Verlust, die Versagung ungeschehen zu machen.“<sup>42</sup>

Die Jagd ist eines der zentralen Suchverhaltensweisen in phylogenetischer Notsituation aufgrund der Marginalisierung pflanzlicher Nahrung durch Klimaveränderungen. Traumatisch ist nicht allein der Verlust der gewohnten Nahrung, sondern die Umstellung auf die neue. Den Verlust ungeschehen zu machen, könnte die Idee der Restitution hervorrufen, die die neue Praxis des Nahrungserwerbs leugnet und an deren Stelle ein anderes Verhalten etabliert, das ritualisiert ist und imaginär. Das aus dem Suchverhalten ableitbare Nicken entspricht den ritualisierten Repetitionen, die Panksepp für sein Seeking System annimmt, wenn es überstimuliert ist und Verhaltensweisen hervorrufen, die mit dem Handlungsziel wenig zu tun haben und nur deshalb auftreten, weil die Zeit vergeht,

<sup>42</sup>Spitz, S. 91

während das Ziel noch nicht erreicht ist. Panksepp nennt solche Verhaltensweisen *adjunctive behaviors*.<sup>43</sup> Sie gleichen der Aktivität des Suchverhaltens, das eine Sättigung verspricht, indem es halluzinierend wiederbelebt wird. In beiden Fällen treten Bewegungen auf, die repetitive Muster erzeugen können, die aus dem Suchverhalten hervorgehen. René Spitz beobachtete ein wiederholtes Nicken des Kopfes, wenn die Brust entzogen wurde, um sich ihr wieder zu nähern. Panksepp fand in ritualisierten Bewegungen wie Tanzen oder anderen Beschwörungsformen ebenfalls Muster seines Seeking System im Erregungszustand. Die sakrale Bedeutung liegt in der Annahme der Akteure, mit derlei Wiederholungen das Gewünschte hervorlocken zu können. Panksepp zählt zu den ritualisierten Formen auch profane Regeln und feste Gewohnheiten, die man als Derivate älterer Ordnungsstrukturen sehen könnte wie der Nomos, in dem Sitte und Gesetz als Gesetztes vereint sind. Die von Anttila gezogene Verbindung von Gesetztem und gesammelter, gespeicherter Nahrung lässt sich aus den Ordnungsstrukturen heraus erklären, die aus rituellen Mustern der Suchaktivität entstehen.

Die Idee der Restitution gleicht jener Situation des Säuglings, „die Aktivität, die die Sättigung einleitete, halluzinierend wiederzubeleben“. Panksepps *adjunctive behaviors* finden ebenfalls an jener Stelle des Suchvorgangs statt, der die Sättigung zum Ziel hat. Der Aufschub der Sättigung führt zu Handlungen, die man als symbolisches Kopfnicken bezeichnen könnte, das in seinem ursprünglichen Verhalten selbst nichts bedeutet, sondern Teil einer biologischen, ausdruckslosen Funktion ist. Der Bezug zum Objekt ist quasi subjektivitätslos als Verbindung geregelt. In Gotthard Günthers Theorie handelt es sich um eine vorzeichenlose Leerstelle. Das Ritual besteht nun in der repetitiven Bindung, die solche

<sup>43</sup> Jaak Panksepp, Lucien Biven: *Archaeology of Mind*, 2012, S. 110

Leerstellen markiert und eine Objektbeziehung herstellt. Günther setzt der Subjekt-Objekt-Dialektik einen Zustand voraus, den er mit dem Begriff der Morphogrammatik beschreibt, in der die ontologischen Stellen noch nicht mit Werten besetzt sind. Es handelt sich um „eine Strukturschicht, in der die Differenz zwischen Subjektivität und Objektivität erst etabliert wird und deshalb dort noch nicht vorausgesetzt werden kann. Führen wir aber Werte, d.h. den Gegensatz von Positivität und Negation ein, so betrachten wir denselben Sachverhalt als (inhaltliches) Resultat eines Bewußtseinsvorgangs, d.h. die Trennung von Subjekt und Objekt muß jetzt vorausgesetzt werden.“<sup>44</sup>

Der Ritus soll die Trennung außer Kraft setzen, wenn er die erste Stufe der Objektbeziehung, die noch keine echte ist, aktivieren will. Da es sich dennoch um Interaktion handelt, ist die Stufe nicht irreflexiv, denn die Interaktion produziert ein Ereignis der Dyade, das zu einem Objekt der Vorstellung wird, die mehr enthält als das „Subjekt“ selbst. Dieses Mehr ist freilich eine Phantasmagorie, eine körpermotorisch basierte Selbststimulation, die einen Suchvorgang mit neuer Funktion mit Aufforderungscharakter versieht, der rituellen Tänzen oder Beschwörungsformeln zugrunde liegt. So kann man das von Seidenberg erwähnte Zählen im Ritus als Repetitionsmuster verstehen, die Verdopplung von Formen als Modell der Vermehrung, mit der Substanzen oder Kräfte gemeint sind. Die Zahl als Muster anzusehen, das aus Wiederholungen heraus wächst, ist trivial. Anders sieht es mit dem Suchvorgang aus, der mit Distanzen, Räumen und Zielen umgehen muss, die zunächst jedoch auch nur repetitiv erschlossen werden können. Die Linie ist eine zurückgelegte Strecke. Ohne das Umherschweifen beim Suchen sind Erfahrungen über Distanzen und „Gegenden“

<sup>44</sup>Gotthard Günther: Das metaphysische Problem einer Formalisierung der transzendental-dialektischen Logik, Beiträge I, S. 228

mit unterschiedlicher Bedeutung (Qualität in bezug auf Nahrung oder Gefahr) nicht möglich, und dieses Umherschweifen basiert auf den von Spitz beschriebenen Suchvorgängen, die sich letztlich weniger auf ein Objekt, die Brust, als auf die Mundhöhle beziehen, deren Ziel es ist, ihren Raum zu besetzen und zu füllen.<sup>45</sup>

Das Objekt entsteht im Subjekt, denn die Wahrnehmung findet in der Berührung der Mundhöhle statt. Der Rückgriff auf die frühe Stufe erlaubt, den Unterschied von innerem und äußerem Objekt zu revidieren und den Wirkungskreis des „Ich-Subjektes“ zu erweitern, weil halluziniertes und reales Objekt im frühen Entwicklungsstadium der Ich-Bildung nicht unterschieden sind. Über den Weg der Aktivierung dieses Stadiums, psychoanalytisch Regression, ist der Objektbereich operativ zugänglich und die Macht über ihn scheint für das Ich weit über manipulative Handlungen hinauszugehen, die der Objektbereich in der Regel erlaubt. Auf diese Weise sitzt in dem von Günther als irreflexiv genannten Objektbereich das subjektive Reflexionsmoment eines Akteurs, der im Opferritus wirksam wird. Vorausgesetzt ist, dass die Parallele von onto- und phylogenetischem Status gezogen werden kann. Was manipulativ nicht zu erreichen ist, bleibt als Überschuss zurück, der den Prozess der Reflexionsbildung des Irreflexiven, der „Be-seelung“ des Toten antreibt – auf der einen Seite handelt es sich um die mathematisch-physikalische Modellbildung der Welt, die anstelle der Wahrnehmung treten kann und deren Passivität insofern ablöst, als sie produktiv ist und eine „Zweite Natur“ schafft, deren Ordnung zunehmend technologisch funktioniert und sich neben dem Bewusstsein etabliert, das bisher Ordnungselement war.

Nun stehen dem Subjekt Objekte gegenüber, die ontologisch einen unterschiedlichen Status haben – auf die Dyade bezogen besteht der Unterschied zunächst nicht oder ist nur vage wahr-

<sup>45</sup>René Spitz: Die Urhöhle. Psyche, IX Jahrgang, 11. Heft, 1956

nehmbar. Der Urimpuls der Einflussnahme auf Funktionen des Objektbereiches, die in Jagd- und Opferriten intendiert sind und den Objektbereich auf die Stufe eines beseelten Subjektes zu heben gedenken, das beeinflussbar ist, gilt dem objektiven Subjekt ebenso wie dem objektiven Objekt, dem Du wie dem Ding gleichermaßen. So steht der animativen Modellbildung des Dings eine zweite zur Seite, die dem Menschen gilt, was etwas merkwürdig erscheint, weil der ontologische Status ein anderer ist. Doch „in der bisherigen Geschichte der Technik ist das Verhältnis von Subjekt und Objekt insofern irrtümlich beschrieben, als das klassische Denken dem Bereich der Seele noch eine überquellende Fülle von Eigenschaften zuweist, die in Wirklichkeit auf die Dingseite gehören und dort als Mechanismen höherer Ordnung begriffen werden können.“<sup>46</sup> Solche Mechanismen sind ebenso technisch reproduzierbar wie der Arm im Hebel. Der Suchvorgang, der mit der Unterschiedslosigkeit des ontologischen Status der Objekte beginnt, differenziert aufgrund des Verhaltens dieser Objekte, die verschiedene Grade der „Belebtheit“ haben. Günther unterscheidet nun zwischen den Verhaltensweisen, die vollständig beschreibbar und demzufolge rekonstruierbar sind, und anderen, deren Beschreibung auf künftigen Möglichkeiten ihrer Berechenbarkeit beruhen.

Eine erschöpfende Beschreibung wird aus logischen Gründen nicht möglich sein. Derjenige, der beschreibt, kann nicht den gleichen Status haben wie das Beschriebene; die Selbstbeschreibung des Subjektes, um das es eigentlich geht, des Menschen, der sich selbst beschreibt, ist als Rekursion unendlich. Nun bedeutet Mensch genauer, Ich, Du und Es mit unterschiedlichen Beschreibungsperspektiven. Doch ändert dies nichts daran, dass auch deren Summe, die Einheit Mensch, letztlich auf eine Selbstbeschreibung des Systems hinausläuft. Ungeachtet dessen bleibt die

<sup>46</sup>Gotthard Günther: Maschine, Seele, Weltgeschichte; in: Beiträge III, S. 224

Unklarheit darüber, welche Anteile des heutigen Subjekt-Objekt-Verständnisses der einen oder anderen Seite zugeschlagen werden muss. „Die bisherige Geschichte des Wissens ist also eine Geschichte des Wissens vom gegenständlichen Sein, d.h. von der Welt und nicht vom Ich resp. der Subjektivität. Neben der Geschichte des reflexionslosen Selbstverständnisses fehlt uns noch eine komplementäre Geschichte des Verständnisses selbstreflexiver Prozesse. Zu derselben aber gibt es nur einen Zugang, nämlich zu begreifen, daß das, was wir bis dato als Idee der Subjektivität konzipiert haben, in Wirklichkeit ein trübes Gemisch von subjektiven und objektiven Komponenten der Realität gewesen ist.“<sup>47</sup>

Das heißt, dass die Unterscheidung von Seinsqualitäten, die die Wahrnehmung als tot oder lebend kennzeichnet, ungenau ist. Mit der Gegenüberstellung beider Qualitäten in der Ursituation der Jagdbeute und ihrer Restitution beginnt eine fundamentale Ambiguität, die auf eine Lösung drängt. Ontogenetisch lässt sich erklären, warum für das Subjekt die Möglichkeit greifbar ist, den Objektbereich ähnlich zu manipulieren wie sich selbst, d.h. ihm einen Willen zu unterstellen, der dem seinen gleich ist. Phylogenetisch liegt einerseits das von Spitz erwähnte biologische Reflexverhalten in der Suche vor, andererseits hat Panksepp ritualartige Tanzformen bei Tieren entdeckt, die er *adjunctive behaviors* nennt und die dem halluzinatorischen Verhalten des Säuglings ähnelt. So liegt bereits im Subhumanen die Aktivierungsmöglichkeit einer Stufe vor, auf der Unterscheidungsfähigkeiten nur den inneren Zustand betreffen, der Reflexe auslöst, die zum Überleben notwendig sind. Dazu zählt dann später auch der Kontakt mit der Umwelt, die sukzessive zum Überlebensmittel wird und zwingt, Unterscheidungen zu treffen, die über das eigene systemische Befinden wie Hunger/Sattheit, Schmerz/Lust usw. hinausgehen. Die

<sup>47</sup>Günther, Beiträge III, S.225

Außenfaktoren, von denen das homöostatische System abhängt, müssen in dem Maße selbst berücksichtigt werden, wie die versorgende Instanz schwindet.

Der Auslöser für das Suchverhalten ist Hunger, dessen verzögertes Stillen zu dem von Panksepp so genanntem *adjunctive behavior* führte. Tauben führten einen Tanz mit schlagenden Flügeln auf, den man anthropomorph als eine Form der Beschwörung nennen könnte. Traumatisch dürfte hingegen die gravierende Veränderung der Vegetation für den Menschen gewesen sein, ein kollektiv erfahrenes Trauma, das zur Aktivierung von Suchformen führte, zum einen zielorientiert zum Probieren neuer Nahrungsquellen, zum anderen „irrational“ zu repetitiven, halluzinatorischen Bewegungsmustern. Allein das Umherschweifen ist ein Handlungsmuster, dem zwar das Ziel fehlt, das aber auf den Objektbereich hin orientiert ist, wo einzig eine Versorgungsmöglichkeit besteht, so dass man diese Suche als Funktion des Realitätsprinzips ansehen kann. Sowohl die freien, einem Ziel nicht dienenden, rituellen bis spielerischen Verhaltensweisen, als die Wiederholungsformen sind also nicht zwangsläufig phantasmagorisch und realitätsfern, wie es bei Beschwörungsformeln der Fall ist, sondern bergen ein schöpferisches Potential. Die Aktivierung der Phase der Objektlosigkeit aus traumatischen Erfahrungen heraus, etwa dem Hunger, führt zwangsläufig zu einem Zustand, in dem der Tod vermutlich nicht vorkommt. Die Leugnung des Todes, die Meuli für Jagd und Opferung annimmt, wäre demzufolge ein Epiphänomen der Phase der Omnipotenz, in der die Versorgung objektlos erlebt wird. Die Absenz oder der Verlust des Versorgers schreibt sich das System selbst zu und sucht nach Ersatzmaßnahmen, die in der Aktivierung des Suchmodells bestehen. Das „Bild“, das damit konstruiert wird, steht mit der Absenz des Versorgers in Beziehung. Der daraus hervorgehende Zustand ist schmerzlich, von Trauer, die mit einem Zwang zur Zerstörung verbunden sein kann. Was in Griechenland

als Gabe für die Götter bezeichnet wurde, hält Meuli für eine späte Rationalisierung. Sie gründet „in the spontaneous destructive urge that accompanies, or is part of, the feeling of grief. Evidence for this urge comes in the form of widespread customs of mourning involving self-mutilation, killing of livestock or humans, and the destruction of various forms of property.“<sup>48</sup>

Vor dem angenommenen Hintergrund eines objektlosen Zustandsempfindens und der Zuschreibung einer versorgenden Instanz dem eigenen System, käme ihr Ausfall einer Sistierung eines Teils des Systems gleich, der zwar halluzinatorisch ausgeglichen werden kann, jedoch nur für eine Weile. Der als tot empfundene Teil lässt sich durch den „lebenden“ ausgleichen oder gar ersetzen. Dieser Ausgleich ist der Kern einer Verbildlichung, die sich technoid entwickelt. Mund und Hand sind zuerst reflexhaft in dieses Versorgungssystem eingebunden und der Mund (Kopf) ist Teil der Aktivierung des Suchsystems in Simulation einer realen Stillsituation. Hier dürfte die Quelle für die Bildung von Ersatzfunktionen für die beteiligten Organe der Nahrungsvorsorge, Mund und Hand, liegen. Das ontogenetische Modell hat einen phylogenetischen Vorläufer im Entzug der gewohnten Versorgungsinstanz. Der Verlust der Blätter tragenden Bäume und der Verlust des Fellkleides bilden eine seltsame Koinzidenz im traumatischen Erleben der Gattung. Die Restitution zielt auf beide Verluste ab, wenn der Ritus zur Grundlage von Handlungen wird, die die Versorgung real sichern, nachdem sie simuliert wurde, indem Werkzeuge als Projektionen von Organverhalten geschaffen werden. Panksepp sieht die mit dem Ritus verbundenen repetitiven Bewegungen als Voraussetzung für manuelle Bearbeitung von Werkstoffen zur Herstellung von Werkzeugen.

<sup>48</sup>Sansone, S. 39

Im Erlegen des Beutetiers wird ein Verlust virulent, der von Anfang als bedrohlich erlebt wurde und mit dem Tod der „anderen Seite“ zusammenhängt, die als Versorgungsinstanz von Dauer zu sein schien. Der Rückgriff auf die Möglichkeit, einen Teil des Selbst zu nutzen, um den anderen, abwesenden zu ersetzen, führt zur Idee der Restitution, die man eigentlich als Projektion des lebenden Teils in den „toten“, in den irreflexiven verstehen kann, der mechanisch-repetitiv, schattenartig und doppelgängerhaft Leben vorspielt. Doch ist von einer Dynamik auszugehen, die technologisch begründet und auf Rekonstruktion von Subjektivität angelegt ist. Sie findet in der Maschine statt, die jedoch nur zeigen wird, was von der Subjektivität alles objektiviert werden kann. Günther spricht von einer Demaskierung der Subjektivität durch den Computer, die jedoch nie enden kann. „Was uns in der Maschine begegnet, ist gewesenes Leben, ist lebendiges Fühlen und alte Leidenschaft, die der Mensch nicht gescheut hat, dem Tode der Objektwelt zu übergeben.“<sup>49</sup>

Ein Nichtsein zu leugnen, wie es vom Totenkult behauptet wird, kehrt in der Ontologie der Eleaten als doppelte Negation wieder, in der das Sein als einziger Wahrheitswert behauptet wird. Die Reise im Sonnenwagen steht für einen Übergang zwischen zwei Regionen, die durch Nacht und Licht gekennzeichnet sind. Klar heißt es im Lehrgedicht des Parmenides: Nichts ist nicht ( $\mu\eta\delta\acute{\epsilon}\nu \delta' \omicron\upsilon\chi \acute{\epsilon}\sigma\tau\iota\nu$ ). Der Text „Über die Natur“ (*peri physeos*) führt den Reisenden durch das „Haus der Nacht“ dem Lichte zu, wo Parmenides die Weisheit der Göttin mitgeteilt bekommt. Die doppelte Negation „Nichts ist nicht“ scheint sich auf Leben und Tod zu beziehen, die beide nur als zwei Arten des Übergangs verstanden werden sollen, der in dem Text durch eine steinerne Schwelle repräsentiert wird. Die Ähnlichkeit mit einer Initiation beruht auf deren Metaphorik,

<sup>49</sup>Günther, Beiträge III, S. 234

einen solchen Übergang zu leisten. So scheint die Leugnung des Todes eng mit der Vorstellung von Bewegung verbunden zu sein, die zwischen zwei Stadien abläuft. So gibt es eigentlich einen Status des Seienden, in welchem es nicht erscheint, aber dennoch ist, den Status der Bewegung als Übergang. Doch die Abwehr gegen das Nichtseiende lässt nur einen Schluss zu, dass das Seiende nicht entstanden, nicht der Zeit unterworfen, einheitlich und unteilbar ist. Für dieses Seiende ist Bewegung ausgeschlossen. Der Begriff τὸ ἐόν, „Hauptbegriff der Parmenideischen Philosophie.. stellt ein äußerst schwieriges Problem dar. Die Ansichten darüber gehen weit auseinander...“ Deutlich ist jedoch, „dass es sich beim ‚Seienden‘ vor allem um ein Objekt der Erkenntnis handelt... Das bedeutet, daß sowohl die Natur des Erkennenden... als auch die Natur der Erkenntnis... von Bedeutung ist.<sup>50</sup> Sein ist von einem „Subjekt“ nicht unabhängig gedacht. Eher scheint es mit ihm eins zu sein, denn „zu denken und zu sein ist dasselbe“ (...τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἐστὶν τε καὶ εἶναι. Hölscher: „Denn dasselbe kann gedacht werden und sein.“). Die Vorstellungskraft des Denkenden und Erkennenden geht nicht über das Sein hinaus. Parmenides bekräftigt damit nur eine uralte Grenze der Vorstellung, die dazu dient, eine Erkenntnis einzuführen, die von „außen“ kommt und die Vorstellung bestätigt, indem ein Sein beschrieben wird, das keiner Negation anheimfallen kann. „Die ‚normalen‘ Bedeutungen von ‚sein‘ (εἶναι) werden bei Parmenides also von den empirischen Bezügen gelöst.“<sup>51</sup> Das heißt: Sie werden von der Objektwelt gelöst.

Es sieht so aus, als habe man im Text des Parmenides ein Echo der alten Leugnung des Todes, die auf einer Regression beruht. René Spitz definiert die horizontale Negationsbewegung als Akti-

<sup>50</sup>Die Vorsokratiker I, Auswahl der Fragmente; Übersetzung und Erläuterungen von Jan Mansfeld, 1983, S. 291

<sup>51</sup>Vorsokratiker, S.298

vierung der spannungslösenden Suchbewegung im Falle einer Beziehungsstörung der Dyade, die auf affektiver Vernachlässigung beruht. Der Zustand kommt einer Depression gleich, die als eine Form der Trauer über einen Verlust bezeichnet werden kann. Die Negation stellt sich als Wiederholung der Suchbewegung dar. In der Wiederholung bedeutet sie Rückkehr auf die frühe, objektlose Stufe, auf der es noch keine Möglichkeit gibt, auf Objektpräsentationen mit Ja oder Nein zu reagieren. Ein Nein ist ausgeschlossen, das Nirvana als unumschränkter Geltungsbereich angestrebt. Was geschieht aber mit dem bereits etablierten Objekt? Die Aktionsmöglichkeiten des Säuglings sind gering, wiederholt sich der Regressionskomplex in den Trauerritten, liegt der Vergleich des gefährdeten Objektstatus mit der apokalyptischen Zerstörungswut und Weltuntergangsphantasien nahe, die vom neu zu aktivierenden Suchvorgang überlagert oder negiert werden, um einen Zustand anzustreben, der ausschließlich von positivem Sein erfüllt ist. Dem Tor wird die Metapher des gähnenden Schlundes (*Χάσμι ἄχανές*) unterlegt, wenn die Türflügel, die die Tiefe verschließen, sich öffnen. Julius Stenzel hat gezeigt, wie Chaos mit Chora, dem „aufnehmenden Prinzip“ zusammenhängt, und das scheinbar Ungeordnete doch Protoformen der Ordnung in sich trägt, so, wie die Pythagoreer Gliederung und Leeres, Zahl und leeren Raum in einem Gedanken vereinigen.

Die griechischen Zahlfiguren (*σχήματα*) bilden Grenzpunkte im leeren Raum,<sup>52</sup> den man als Reflexionsraum bezeichnen könnte. *Chora* ist der gliedernd-gegliederte Raum, der als Zwischenraum in Erscheinung tritt, als Leere, die vor dem Hintergrund einer Grenze nicht Nichts, sondern die Bewegung der Suche bedeutet, vor der sich Ausdehnung erschließt. Die Zahl steht hier mit dem Raum in unmittelbarer Beziehung, weil das Leere ihr Wesen be-

<sup>52</sup>Julius Stenzel: *Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles*, 1959, S. 83 ff.

grenze (διορίζειν), wie Aristoteles die Pythagoreer zitiert (Phys. 6213 b 22), als sei paradoxerweise die Zahl und nicht das Leere das eigentlich Unendliche, das zu begrenzen sei. Aus dem unendlichen Odem geht das Leere in das Weltall ein, als werde es von diesem Weltall eingeatmet. Das Leere (*kenon*) wird zur Möglichkeit der Zahl, identische Einheiten zu unterscheiden. Das geometrische Moment liegt in der Grenze als Urgrund der Zwei und erste Zahl (Stenzel). Das Substantiv ὄρος konkretisiert die Grenze als punktuelle Grenzmarkierung wie den Stein oder Pfahl. Eine Bedeutung, die in dieser lokalen Markierung liegen könnte, ist im alternativen τέρμα zu finden, das den Grenzgedanken mit einem Ziel als Ende eines Weges in Verbindung bringt, der vor allem im Wettlauf zurückgelegt wird; das gleiche gilt für τέλος „Ende, Grenze, Ziel, Vollendung, Erfüllung“. Nicht nur metaphorisch steht der Stein oder das Bild für den Toten als Ziel eines Weges, sondern als Ort des Übergangs, der besonders markiert wird. Die Unterscheidung, die die Grenze zeitigt, ist binär. Sie selbst ist in der binären Codierung als Wert allerdings nicht enthalten, weil sie durch die Seite bestimmt ist, die die jeweils andere begrenzt. Mag Parmenides mit der Schwelle diese Grenze im Sinn haben, verkündet ihm die Göttin einen Zustand jenseits der Unterscheidung: „So bleibt einzig noch übrig die Rede von dem Weg, daß (etwas) ist. An ihm sind sehr viele Kennzeichen, daß Seiendes ungeworden und unvergänglich ist, ganz und einheitlich, und unerschütterlich und vollendet. Und es war nicht einmal und wird nicht (einmal) sein, da es jetzt zugleich ganz ist, eins und zusammenhängend.“<sup>53</sup>

Wollte man die Stationen als Denkvorgang und mit Zahlen belegen, so stünde die Eins für den Urzustand, die Zwei für seine Wiederholung und die Drei für den Übergang. Etymologisch ist die Drei als Bezeichnung des Übergangs zu verstehen. „Im Latei-

<sup>53</sup>Uvo Hölscher: Parmenides. Vom Wesen des Seienden, Frankfurt 1969, S. 21

nischen entsprangen *tres* (drei) und die Vorsilbe *trans* demselben Stamm, und das Wort *ter* diene nicht nur dazu, 'drei Mal' auszudrücken, sondern auch eine gewisse Pluralität".<sup>54</sup> Als Übergang ist Denken eine Bewegung oder Reflexion, die Parmenides passiv erfährt, wenn er im Sonnenwagen das Reich der Nacht verlässt und in einem anderen ankommt, womit der erste Weg zurückgelegt ist. Dort wird ihm verkündet, welche Wege des Suchens allein zu denken sind. Der eine: daß (etwas) ist, und daß nicht zu sein unmöglich ist...<sup>55</sup> Von etwas, das nicht sei, könne man keine Kunde haben. Die ὁδοὶ διζήσιός deuten auf eine Form des strebenden Suchens, das auf das Sein eingeschränkt ist und auf die Formel gebracht werden kann: Es ist und es ist nicht, dass es nicht ist. Diese Aussage ist redundant, die doppelte Negation bestätigt nur die Position, auch wenn es sich immerhin um Negationen handelt.<sup>56</sup> Parmenides verlegt die Reflexion in die Instanz einer mythischen Figur, die dem Nichtseienden keinen Wahrheitswert beimisst, um dann einen Weg zu beschreiben, den das wahre Denken nimmt, eine inhaltliche Bestimmung des Seienden. „Eine weitere inhaltliche Bestimmung dieses Begriffes ist unumgänglich; der Begriff des Nichtseienden jedoch darf und muß leer bleiben.“<sup>57</sup>

Parmenides betreibt eine ontologische Fundierung der Leugnung des Todes, wenn er sagt, der Begriff des Nichtseienden

<sup>54</sup>Georges Ifrah: Die Zahlen. Die Geschichte einer großen Erfindung, Frankfurt, 1992, S. 20. Frisk vermutet eine alte Beziehung zu *τείρω* „reiben, aufreiben, zerstören“, auch, was auf die Seele wirkt (Pape), sodass man an die pfeifenden Töne denkt, die die Räder des Sonnenwagens verursachen.

<sup>55</sup>fr. 2, übers. Uvo Hölscher, S. 15

<sup>56</sup>Der russische Autor A. A. Sinowjew behauptet, „daß die zweiwertige Logik faktisch als einwertige betrachtet wird. In Wirklichkeit wird in ihr ein und nur ein Wahrheitswert (,wahr') angenommen. Der zweite Wert ist nur die Negation des ersten.,, In: Gotthard Günther: Idee und Grundriss einer nichtaristotelischen Logik, 1991, S. 434

<sup>57</sup>Vorsokratiker, S. 292

müsse leer bleiben. Dem Tod „entspricht nicht einmal das dem Sein korrespondierende – mit ihm im Umtauschverhältnis stehende (Hegel) – Nichts... Das bedeutet, dass die klassische Negation (die Seinsnegation) nicht auf die ‚Tatsache‘ des Todes anwendbar ist. Folglich ist auf dem Boden der klassischen Logik keine Metaphysik des Todes möglich.“<sup>58</sup> Reines Sein ist nach Hegel vom reinen Nichts nicht unterschieden, wenngleich die Bestimmungen, die im Sein möglich sind, von unendlicher Reichhaltigkeit sind. „Wir können zwar mit einem System positiver Prädikate Aussagen machen, weil uns hier die empirische Datengruppe der Welt zur Verfügung steht. Aber ein System reiner Negationen liefert keine *Seinsbestimmungen*. Eine Logik, die auf einem elementaren Umtauschverhältnis von Positivität und Negation beruht, hat zwar eine unendliche Reflexionstiefe im Sein, aber keine bestimmbare Reflexionstiefe im ‚Gegen-Sein‘ der Subjektivität. Was jenseits des erfahrenen und erfahrbaren Seins ist, kann deshalb nur ‚Grau in Grau‘ gemalt werden. Da wir es mit einem einfachen Umtauschverhältnis zu tun haben, kann immer nur der eine der beiden Werte – der dann ‚positiv‘ genannt wird – bestimmbar sein, der andere funktioniert lediglich als unerfüllte Leerstelle.“<sup>59</sup>

Die Negation ist nicht mit dem Nichts zu verwechseln, weil sie sich immer auf ein Seiendes bezieht. Daraus folgt eine Logik mit zwei Werten und dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten, das logische Fundament der Technik und Naturwissenschaften. Die Idee der Restitution als Negation des Todes setzt Objekte in die Welt, die eigentlich als Subjekte verstanden werden sollen, denn die Vernichtung des „Subjekts“ soll durch die Installation aufgehoben werden. Die Idee der Restitution versetzt ein irrefle-

<sup>58</sup>Gotthard Günther: Ideen zu einer Metaphysik des Todes; in Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, III, S. 9

<sup>59</sup>Günther, Metaphysik des Todes, S. 9

xives Objekt – Knochen, Felle, Steine, Bauwerke – in den (symbolischen) Status der Reflexivität und schafft aus einem objektiven Objekt ein objektives Subjekt. Das Fortdauern der Reflexivität im Objekt in Analogie zum subjektiven Ich ist insofern mit dem Werkzeug vergleichbar, als dessen Existenz sich der Möglichkeit verdankt, sich Objektbereiche als manipulierbar vorstellen zu können und die subjektive Reflexion auf das Objekt „ins Werk“ zu setzen. Ohne sich von etwas ein Bild machen zu können und sich dieser Bildhaftigkeit bewusst zu sein, ist die Herstellung eines Artefakts nicht möglich. Die als zweite Natur bezeichnete naturwissenschaftlich-technisch basierte Kultur ist die Totalität dieses Werkes, das die erste verdeckt. Damit tritt die Subjekt-Objekt-Relation in eine neue Phase, weil auf bereits Reflektiertes reflektiert und damit Geschichte produziert wird. Um aber Objekte in die Welt zu setzen, die nicht nur durch Werkzeuge den „Abstand“ des Subjektes zur Objektwelt verringern, sondern die wie Subjekte sind, bedarf es deren Beschreibung und Modellbildung, also die Einziehung des Abstandes, der zwischen dem Lebenden und dem Restituierten einmal bestanden hat. Die qualitative Verringerung des Unterschiedes geht von beiden Seiten aus, dem reflexiv aufgeladenen Objekt und einem Subjekt, dessen Rationalisierungsprozess andauert.

Für das Subjekt bedeutet es, sich der Phantasmagorien um eine zweite Welt und eines Jenseits zu entledigen, „das Ruhe und Behaglichkeit verspricht. Das Ende jener Gefühlswelt wird erst gekommen sein, wenn die Reflexion den Denkraum des Jenseits von allen Inhalten restlos entleert hat und nur jenes absolute Nichts bzw. die totale Negation übrig bleibt, von der am Anfang der Hegelschen Logik die Rede ist.“<sup>60</sup> Was bleibt, ist die Grenze, die

<sup>60</sup>Gotthard Günther: Als Wille verhält der Geist sich praktisch. Beiträge III, S. 256

Immanenz von Transzendenz trennt. Beim Säkularisierungsprozess handelte es sich nur um die Entsorgung der für real gehaltenen Mythologeme des Denkens. Die Grenze bleibt bestehen, „wo Sein, so wie wir es verstehen, abbricht und sich das Bewußtsein dem absoluten Nichts gegenüber sieht.“<sup>61</sup> Dieser Leerraum der totalen Negativität sei durch schöpferische Tätigkeit auszufüllen, die unter dem Begriff der Arbeit zu sehen ist. Im Schöpfungsbericht verbindet sich die Vertreibung aus dem Paradies mit der als Strafe gekennzeichneten Arbeit. Es scheint im Mythos unbewusst eine Kenntnis des Prozesses der Entfernung von der seligen Insel des Jenseits vorzuherrschen, ein Prozess, der der aufkommenden Leere etwas Substantielles entgegensetzen muss. Die Annäherung von Subjekt und Objekt, die unter dem Vorzeichen des Abschieds von Phantasmagorien läuft, erfordert Arbeit. Die Rekonstruktion der Objektivität läuft zur Rationalisierung der Subjektivität parallel. Mit der Konvergenz der Entwicklungslinien, die von einer reflexiven Subjektivität und einer irreflexiven Objektivität ausgehen, tritt ein Sein in Erscheinung, das aus der engen Verknüpfung von Subjekt und Objekt besteht. Leistungen, die bisher in subjektiver Selbstreflexion und sich daraus ergebenden Handlungskonzepten gründeten, werden in androiden Objekten rekonstruierbar, Modelle aus Wesenseigenschaften beider Seiten. Eine solche Konvergenz wird bereits im Schöpfungsmythos umstandslos als Portierung eines pneumatischen Seelenstoffes in unbeseeltes Material dargestellt. Damit ist die Grundidee einer Maschine geboren, deren irreflexiv materielle Teile in Bewegung versetzt werden.

Man kann die Begegnung mit dem absoluten Nichts, die Günther mit dem Verstoßen aus dem Paradies und dem Zwang zu arbeiten in Verbindung bringt, schon am Beginn und als Antrieb des Schöpfungsmythos erkennen. Dieses Nichts ist nicht der Anfang

<sup>61</sup>Günther, Beiträge III, S. 256

allen Seins, sondern die Leere des eigentlichen Grundes subjektiver Selbstreflexion, die sich im Mythos eine Basis schafft. So wie vor der Verstoßung aus dem Paradies eine Phase der Bodenlosigkeit in der Erniedrigung durch Scham stattfindet, die subjektiv empfunden wird, so tritt in der Begegnung des Schöpfers mit dem Abgrund die Not in Kraft, dieses Nichts zu füllen. Auffälligerweise ist die Leistung, die dem Nichts gegenüber erwächst, ein „Übersteigen“ mit hybrishaftem Hintergrund. Der Mythos legt eine zeitliche Abfolge fest, in der die Hybris Ursache der Begegnung mit dem Abgrund ist. Im Übersteigen oder Übertreffen liegt jedoch jene Leistung begründet, die dem Abgrund etwas entgegensetzen hat. In den griechischen Wettkämpfen haben wir eine Institution des Übertreffens, das ursprünglich mit der Intention zusammenhängt, für sein Opfer etwas zurückzubekommen, das das Opfer übersteigt.

Sansone glaubt, der Wettkämpfer investiere Energie für eine Gegenleistung von hohem Wert, der in der griechischen Kultur im Ruhm besteht, der den Namen des Berühmten unsterblich macht. Das Opfer gehorcht der gleichen Logik der Vermehrung des Guten durch Verzicht, der sich in der Tötung eines Tieres symbolisieren soll. Der Verzicht spekuliert auf die Erträge der Zukunft und ist mit dem Aufwand zu verrechnen, der in der Restitution steckt. Antila vergleicht den in den Boden versenkten Körper mit der Saat, die als Überschuss aufgeht. Die Bestattung, die in der Restitution eine andere Form hat, unterliegt der Logik von Fruchtbarkeitsriten. Es ist die Logik der Investition, die den Zeitfaktor nutzt. Warten und den rechten Augenblick zu nutzen, ist jagdspezifisches Verhalten. Einmal verbraucht Arbeit Zeit, die den Überlebensroutinen abgezweigt und deshalb mit Bedacht auf Ertrag eingesetzt werden muss. Zum anderen basiert die Investition auf dem Aufschub unmittelbarer Erfüllung des Willens.

Historisch betrachtet, steckt die aufgewendete Energie in den Artefakten, deren Leistung den Aufwand mindestens ausgleichen. Aus Sansones Argumentation folgt, dass der Sport die Rationalisierung der Intentionen des Opfers nicht mitvollzogen hat und seine Leistungen rein symbolischen Wesens sind. Das ist ein Hinweis auf das Alter des Wettbewerbs und seines Ursprungs, der in der Negation des Todes zu sehen ist. Die Energie, die in der Arbeit auf ein Ziel gerichtet verbraucht wird, lebt in der Wirkung des Produktes fort, die wiederum reflektiert wird. Einmal in die Objektivität entlassen, löst sich das Reflexionsergebnis vom Subjekt, wird Ding, das dem Subjekt wiederum für eine neue Phase der Verinnerlichung und Reflexion zu Gebote steht. Auf diese Bewegung kann der Begriff des „Eigenwertes“ angewandt werden, den Heinz von Foerster auch auf Objekte anwendet. „Ontologisch gesehen können ‚Eigenwerte‘ und ‚Objekte‘ nicht unterschieden werden...“<sup>62</sup> Die Wahrnehmung muss nichts produzieren, sodass es bei ihr zu stabilen Objektivstellungen im Subjekt kommt. „Eigenwerte stellen Gleichgewichtszustände dar.“<sup>63</sup> Dass es sich bei den Objektivstellungen nicht um subjektive Phantasmen handelt, wird durch ein zweites Subjekt, einen Beobachter, in einem Prozess der Bildung eines gemeinsamen Modells von Objektivität erzeugt. In mythologisch orientierten Gesellschaften, die auf nicht von allen Mitgliedern nachprüfbareren „Offenbarungen“ beruhen, sieht das Modell anders aus als in wissenschaftlich orientierten Gesellschaften, deren Modelle nicht hierarchisch durchgesetzt werden, sondern heterarchisch ermittelt, was einer anderen Form von Kommunikation bedarf. Die an der Modellbildung beteiligten Subjekte umfassen im Prinzip die gesamte Gesellschaft,

<sup>62</sup>Heinz von Foerster: Gegenstände: greifbare Symbole für (Eigen-)Verhalten; in: Wissen und Gewissen, Frankfurt 1996, S. 109

<sup>63</sup>Foerster, S. 107

was zu einer genaueren Adaption des Modells an die zugrunde liegenden Objektdaten führt. Heterarchie gehört zum Realitätsprinzip.

Das ontologische Argument und die Logik rekursiv verlaufender Prozesse erklärt nicht die Wendung, für die die Vertreibung aus dem Paradies oder die Begegnung des Nichts zum Schöpfungsbeginn eine Metapher ist. Der *horror infiniti* erscheint auf dem Grunde des Selbstbewusstseins, wenn es von allen Inhalten leer ist. Eine solche Erfahrung scheint in Meditationsübungen angestrebt zu werden, weil es sich hier um den Rückzug von Besetzungen innerer und äußerer Wahrnehmung handelt. Setzt man bei der Selbstbezüglichkeit eines Bewusstseins die Notwendigkeit von Iterationen voraus, dann ist das Auftauchen von geometrischen Formen und Mustern zu erwarten. Die Begegnung absoluter Leere, vor allem die Iterationen der leeren Selbstreflexion produzieren Muster, denen einfache Elemente zugrunde liegen, die ständig wiederkehren, sich verketteten und zu größeren Einheiten anwachsen können. „Rahmen, Füllen, Verbinden. Jedes dieser Verfahren von ‚schrittweiser Erschwerung‘ kann den Weg zur Unendlichkeit weisen... Jedes regelmäßige Gitter oder symmetrische Gebilde kann immer weiter entwickelt werden durch das Herstellen von Verbindungen zwischen den ursprünglichen Bau-Elementen. Bei diesem Vorgang kann es zu einem reichen Netzwerk mit fortschreitenden Komplikationen gebracht werden, denn es liegt im Wesen jeder geometrischen Periodizität, daß sie zur Entstehung neuer Periodizitäten in einer Hierarchie von Formen führen kann.“<sup>64</sup>

Hinter dem Drang zum Ausfüllen leerer Flächen steckt die Metapher des leeren Raumes als absolutes Nichts, dessen Wahrnehmung Schrecken hervorruft. Nach Günther ist dieses Nichts die Folge einer Entleerung von phantasmagorischen Inhalten. Gom-

<sup>64</sup>Ernst H. Gombrich: Ornament und Kunst, Stuttgart 1982, S. 92

bruch verweist auf den Rahmen, der für die Ornamentflächen konstituierend ist, offenbar so, wie Iterationen ebenfalls solcher Grenzen bedürfen, innerhalb derer die Rekursion, eine immer wieder auf das Ergebnis einer Iteration angewandte Regel, ein Muster erzeugt. Eine solche Rekursion ist insofern ebenfalls für Subjekte typisch, als die Selbststeuerung lebender Systeme auf ihr beruht. Dass es sich um subjektiv autonome Steuerung handelt, ist eine späte Erkenntnis, die der Entmythologisierung folgt. Die Steuerung kann jedoch auch in die Instanz eines absoluten Gottes verlegt werden. Bei Nikolaus von Cues ist diese Relation die Instanz, durch die das System sich auf sich selbst bezieht: „Der Bau der Welt ist daher so, als hätte sie überall ihr Zentrum und nirgends eine Peripherie, denn Umkreis und Zentrum ist Gott, der überall und nirgends ist.“<sup>65</sup> Mit dem Auftauchen von Göttern stellen diese eine solche Selbststeuerungsfunktion innerhalb von sakral ausgerichteten Gesellschaften dar, die sich von den Instanzen der Steuerung – den Göttern – Bilder, Zeichen und Symbole schaffen. „Das Sein des Menschen ist eine Analogie zum göttlichen Sein, und das irdische Bewußtsein eine Analogie des absoluten Bewußtseins Gottes.“ Analogie heißt, dass Wissen und Wollen gegenüber dem einwertig Absoluten eingeschränkt ist. Das Bewusstsein besteht als Analogie zum Absoluten und empfängt aus diesem Grunde nur Metaphern in Form von Bildern, Geboten und Gesetzen. „In der eben beschriebenen Weise ist es möglich, von metaphysischen Sinnerlebnissen ersten und zweiten Ranges zu reden. Diejenigen ersten Ranges sind uns nicht vollziehbar. Wir können uns mit ih-

<sup>65</sup>De docta ignorantia, aus: Nicolaus Cusanus, Philosophische und theologische Schriften, auf der Grundlage der Übersetzung von Anton Scharpff, Wiesbaden 2005, S. 119

nen nicht identifizieren. Deshalb erscheinen sie uns als Gebote und Gesetze von oben.“<sup>66</sup>

Das Ornament stellt eine Form gebrochener Symmetrie dar, die in enger Beziehung zur Funktion der Selbststeuerung und den Grenzen steht, die als Achsen zwischen dem Sein und dem absoluten Nichts liegen. Im Ornament treten die Grenzen als Ränder von geometrischen Formen in Erscheinung, die den Raum in Zonen teilen, die oft rekursiv, das heißt wahlweise entweder als Vordergrund oder als Hintergrund gelesen werden können. In diesem Fall ist der Raum ganz erfüllt.

„Of the many ethnic groups that have excelled in the art of ornamentation, none came closer to perfection than the Moslems. Barred by their religion from imitating the image of God – a decree which most Moslems take literally – they have devoted their artistic talents to creating abstract geometric designs of the utmost beauty... Islam art, with its central creed of an omnipotent God to whom all humans must humble defer, found in the infinite pattern a supreme artistic expression of its philosophy. By showing only a finite portion of a design, which in its entirety is infinite, the believer is reminded of his frailty and insignificance under the reign of Almighty...“<sup>67</sup> Das Unendliche erscheint als Grenze zwischen dem Sein und dem absoluten Nichts, dargestellt durch zwei Formen der Unendlichkeit: „The infinitely large, whose symbol is the regular repetition of a single motif, suggesting its continuation beyond its physical boundaries into infinity; and the infinitely small, as manifested by the desire to fill even the smallest empty space with some ornamental detail which becomes part of the repetitive pattern. It is almost as though the Moslem feared empty space, repla-

<sup>66</sup>Gotthard Günther: Das Bewusstsein der Maschinen, Baden-Baden 2002, S. 84

<sup>67</sup>Eli Maor: To Infinity and Beyond. A Cultural History of the Infinite. 1987, S. 163

cing the Greek *horror infiniti* with a *horror vacui*.“<sup>68</sup> Maor meint das „Gegenwechselform“, bei dem die Wahrnehmung während des Wahrnehmungsaktes zwischen zwei Formwelten hin und her schalten muss, und wo die Grenze der einen Figur zugleich die Grenze der anderen ist. Eine Welt, die man als Sein bezeichnen kann, ist wahrnehmbarer Vordergrund, der ein inhaltsloser Hintergrund gegenübersteht.

Die Idee der Restitution beruht auf einer Zweiweltheorie, die offenbar diesem Wahrnehmungsverhalten sich wechselweise ausschließender Weltmodelle entspricht. Angesichts klarer gegenständlicher Konturen des Vordergrundes erscheint der Hintergrund als chaotisches Relationsgefüge von Partikeln, die sich in einer Art Schöpfungsakt aus dem nichtigen Chaos zu einem sinnvollen gegenständlichen Zusammenhang, also einem Ordnungsgefüge zusammenfügen. In der Zerstückelung des Opfers und der Restitution, bei der es um die Wiederherstellung der Ordnung der Körperglieder geht, kann man den Versuch erkennen, die beiden Wechelseiten des Seins und des Nichts zur Darstellung zu bringen. Es würde bedeuten, dass das an der Ornamentik zu beobachtende Wahrnehmungsprinzip eine ontologische Metapher ist. Die Leugnung des Todes in der Jagd oder des Nichts bei Parmenides, nimmt in Anspruch, dass die eine Seite der Welt an die andere anschließt wie Muster und Grund.

Die Selbststeuerung einer Gruppe über einen Gott setzt auch die Vermittlung der Subjekte über diesen Gott voraus, sodass die Günthersche Ich-Du-Ontologie hier nur über den Umweg über das Absolute anwendbar ist. Die Entmythologisierung setzt diese Ontologie aber sukzessiv in Kraft, also auch ein Weltbild, das von Subjekten in Rekursion erstellt wird und nicht über Offenbarungen und Weisheiten. Das entwertet die Idee der Subjektivität hin-

<sup>68</sup>Maor, S. 162 f.

sichtlich ihrer Macht und ihres Vertretungsanspruchs. „Die neue Revolution der Denkart, die mit dem transzendentalen Idealismus begonnen hat und die heute eine technische Interpretation in der Kybernetik erfährt, kritisiert nirgends ernsthaft die Idee der Objektivität... Wohl aber unterwirft sie die bisherige Idee der Subjektivität einer unbarmherzigen Analyse und ist im Begriff, sie aufzulösen.“<sup>69</sup>

Die Konvergenz von Subjekt und Objekt in der Rationalisierung des Subjekts und Belebung des Objekt in der Maschine ruft eine alte Vorstellung wieder auf den Plan: den Animismus, der bereits Voraussetzung für die Idee der Restitution bildete. Er bleibt als Intention erkennbar, aus dem irreflexiven Sein ein reflexives zu schaffen, „dem bloßen Stoff, der sich nicht selber reflektieren kann, das Denken beizubringen... Man geht bis auf die letzten Bedingungen materieller Existenz selbst zurück und sucht festzustellen, ob es nicht noch einen zweiten Weg gibt, aus den Grundformen objektiver Existenz reflexionsfähiges Sein zu schaffen. Den ersten kennen wir bereits. Er ist der, den ‚die Natur‘ selbst gegangen ist, als sie Organismen produzierte.“<sup>70</sup>

Gotthard Günthers Interpretation des Schlangensymbols in der Genesis, das im Irreflexiven schlummernde Reflexive zu sein und einen dritten Wert darzustellen, steht in Relation zum Gott als Einheitswert, in dem der Gegensatz aufgehoben ist, weil seine Seiten sich im Unendlichen treffen, das als Metapher für das Absolute verstanden werden kann. Was Günther als Reflexionsüberschuss bezeichnet, betrifft die Paradoxie einer Aussage (Reflexion), die über sich selbst aussagt, damit aber in eine unendliche Schleife der Aussagen gerät. Die verschiedenen Zeichen der Rekursion – Schleifen, Schlangen, Drachen – treten als jenes Drittes in Erschei-

<sup>69</sup>Günther, Maschinen, S. 81

<sup>70</sup>Günther, Maschinen, S. 102

nung, das im Tier vergottet, aber ebenso in ihm gefürchtet wird. Günther bestimmt das Tier (die Schlange) im Mythos als subjektives Objekt neben dem Ich als subjektivem Subjekt und dem Du als objektivem Subjekt. Ich und Du bilden ein Austauschverhältnis, das Ich stellt sich das Du als seinesgleichen vor, das für das Ich aus diesem Grund berechenbar ist. Für das Tier gilt das nicht in dem projektiven Sinne, dass die Selbstreflexion des Ich im Du gleichermaßen vorausgesetzt werden kann, sondern nur eine begrenzte. Geht man davon aus, dass die volle Reflexionsfähigkeit des Ich auf das objektive Subjekt angewiesen ist, das Ich auf das Du, und aus dieser Relation erst die Selbstreflexion des Ich erwächst, dann ist das Tier, dem nach Günther eine Selbstreflexion nicht abgesprochen werden kann – er nennt es subjektives Objekt – rein auf sich bezogen und insofern mit Gott vergleichbar. Können Gott wie Tier als Metaphern der rekursiven Subjekt-Objekt-Relation wahrgenommen werden, deren Unendlichkeit oder Leere das Ich bedroht, dann kann man sagen, das Opfer als ein Schlachten (Meuli) und Zerstückeln wendet sich gegen den Abgrund der Unendlichkeit. Zwar ist die Mathematik rekursiver Prozesse neu, der Mythos bietet indessen Hinweise auf Bilder und Symbole, die für solche Prozesse stehen können.

Ein Indiz für die Innervation eines rekursiven Status einer über die Objektivität vermittelten Subjektivität könnten Trophäen und Zeichen sein, die das Opfer markieren. Der Stier trägt als Schlachtopfer das Tau-Zeichen, das Kreuz, das man sich wohl als Reduktion eines Bildzeichens vorzustellen hat. In der Bouphonie trägt das Tier einen Kranz, in dem man den Zweig erkennt, der zur Leugnung des Todes und einer Wiederkunft des Tieres gehört. Das Symbol hat eine Brückenfunktion als Einheit des Unterschiedes zweier Seinswerte, nicht des Gegensatzes, in dem bereits Qualitäten enthalten sind. Die Teilung, die am Beginn mehrerer Schöpfungsmythen steht, trifft Ungeheuer. Aristophanes berich-

tet im Symposion von der Teilung der Kugelmenschen, die eine Gottgleichheit anstreben, daraufhin geteilt und nach Handwerkerart mit einem Schusterwerkzeug gestaltet werden, als handele es sich um eine auf das Opfer folgende Taxidermie. Anders ist die seltsame und präzise beschriebene Technik Apollons schwer zu verstehen, „der ihm die Haut von allen Seiten über das, was wir jetzt Bauch nennen, herüber-(zog), und, wie wenn man einen Beutel zusammenzieht, faßte er es in eine Mündung zusammen und band sie mitten auf dem Bauche ab, was wir jetzt Nabel nennen. Die übrigen Runzeln glättete er meistens aus und fügte die Brust einpassend zusammen, mit einem solchen Werkzeuge, womit die Schuster über dem Leisten die Falten aus dem Leder ausglätten...“ (190 E, 191 A) Σχῦτος ist das Fell oder die Tierhaut.

Es ist eine Geschichte, die hinsichtlich des Strebens zum Olymp, des Schneidens und der Geschlechterschöpfung an die Genesis erinnert, in der das Seinwollen wie Gott eine ebensolche Hybris bedeutet wie der Angriff der Urgestalten des Menschen. Bei Platon fällt der Bewegungsmodus der drei Wesenheiten auf, die in Analogie zu Sonne, Mond und Erde rotieren, womit der Antrieb der Fortbewegung auf den Gestirnbahnen über die Rotation zustande kommt. „Diese drei Geschlechter gab es aber deshalb, weil das männliche ursprünglich der Sonne Ausgeburtsort war und das weibliche der Erde, das an beidem teilhabende aber des Mondes, der ja auch an beiden teilhat. Und kreisförmig waren sie selbst und ihr Gang, um ihren Erzeugern ähnlich zu sein.“ (190 B) Die Ähnlichkeit ist dann offenbar der Grund der Hybris mit der Folge der Teilung in Gegensätze, die – als Mann und Frau – zur Einheit und Unsterblichkeit zurückstreben. Die Androgynie wird als dritter Wert menschlicher Natur eingeführt. Die taxidermische Behandlung der Teile deutet auf die Herkunft der Prozedur aus dem Opfer hin, mit dem der dritte Wert vom *horror infiniti* befreit werden soll. Es ist auffällig, dass das Tier die Rolle dieses

Horrors übernimmt, als böte es dem ichhaften Subjekt eine geeignete Projektionsfläche für die Erfahrung des Unermesslichen, das nur dieser Form von Subjektivität zugänglich ist. Man könnte sich vorstellen, dass die evolutionär ausgelöste Bindungsstruktur zwischen Menschen, bei der der selbstbezügliche Prozess des Selbstbewusstseins durch das andere Selbstbewusstsein begrenzt wird, ein neues Verhältnis zum Tier etabliert, bei dem dies nicht möglich ist.<sup>71</sup>

Die Beziehung der urmenschlichen Gruppenmitglieder untereinander ist das evolutionär entscheidend Neue im Vergleich zum Tier. Für George Herbert Mead ist die Fähigkeit, sich in den anderen „hineinzuversetzen“ – eine Identifikation – notwendig zur Bildung eines Selbstbewusstseins, weil nur über ein Nicht-Ich eine selbstreflexive Identität erreicht werden kann. Darauf bezieht sich Arnold Gehlen, wenn er für die prähistorische Bewusstseinsstruktur annimmt, „überwiegend an der Außenwelt orientiert“ und „in geringem Maße reflexives Selbstbewußtsein“ zu sein.<sup>72</sup> Offenbar ist die Subjekt-Subjekt-Relation nur über eine dritte Position zu etablieren, für die Arnold Gehlen das Totem als erste Form von Institutionalisierung einer Gruppenübereinkunft in Anspruch

<sup>71</sup>Gotthard Günther beschreibt eine regressive Entwicklung, die von einem Stillstand des Aufbaus von Institutionen in Gang gesetzt wird, die durch Abgabe der Selbstreflexion an die Objektivität zustande kommen: „Ein Bewußtsein, das endgültig der Dauerreflexion verfallen ist, dieselbe aber nicht institutionalisieren kann, löst die historische Substanz des Menschen auf. Das Ich sinkt dann nicht nur auf die historische Stufe des primitiven Menschen zurück, – denn die primitive Kultur verfügt ja bereits über institutionalisierte, objektive Reflexionszustände –, der seelische Schrumpfungsprozess geht vielmehr solange weiter, bis das Niveau einer ‚wiederholten‘ tierischen Existenz erreicht ist. Zu dem natürlichen Wesen mit totaler Außenreflexion gesellt sich jetzt das ‚Tier‘ mit totaler Innenreflexion.“ (Gotthard Günther: *Metaphysik der Institution*, S. 25. Fragment aus dem Nachlass.)

<sup>72</sup>Arnold Gehlen: *Der Mensch*, 2004, S. 395

nimmt. Für ihn bedeutet der Totemismus „die primitivste, noch indirekte Realisierung des Selbstbewußtseins. Indem sich der einzelne mit einem Nicht-Ich identifiziert, erreicht er ein kontrastierendes Selbstgefühl, das er in der mehr oder weniger dauernden Darstellung eines anderen Wesens festzuhalten vermag. Das primitive, nach außen gewendete Bewußtsein wird nur indirekt zum Selbstbewußtsein, nämlich in dem Prozeß der Darstellung eines Nicht-Ichs, und in dem durch diese Darstellung hindurchgeführten Objektwerden des eigenen Selbst, das ein anderes darstellt.“<sup>73</sup> Im Totemismus identifizieren sich alle Mitglieder einer Gruppe mit dem selben Nicht-Ich, ahmen sich nicht einander nach, sondern halten „gegeneinander dieselbe Rolle eines Dritten fest. Dieses Nicht-Ich muß daher außerhalb der Gruppe liegen... Es muß ein lebender und benachbarter, aber passiver Bezugspunkt als Nicht-Ich gefunden werden, und hier dient dann als Substrat das schon vorhandene Gefühl der vitalen Wichtigkeit der Gegenwart und Fortdauer tierischen Lebens.“ Daraus resultiert das Tabu der Verzehr des Totemtiers als generelle Regel der Hemmung und Selbstbeschränkung, der sich alle Gruppenmitglieder unterwerfen.

Mit dieser Regel, zu der noch weitere zu zählen sind, füllt sich die Leere und der Abgrund des reinen Nicht-Ich mit Bedeutung, die den Menschen als Wesen kennzeichnet, das die Reduktion seiner Instinkte auszugleichen versteht, indem er Regeln gehorcht, die man als emergent bezeichnen kann. Die Steuerungsfunktion liegt nicht in den Mitgliedern einer Gruppe, sondern „außerhalb“. Das heißt, die Begrenzungen des Handelns müssen aus der Bildung einer Objektivität heraus entstehen, die durch Interaktion mehrerer Subjekte zustande kommen muss. Die Vermittlung dieser Objektivität verläuft über Erzählungen von Gründungsmythen, die bezeichnender Weise anthropomorphe und theriomorphe Züge

<sup>73</sup>Gehlen, Mensch, S. 396

tragen. Der Antrieb ist affektiv zu verstehen, wie Gerhard Kubik für die Entstehung totemistischer Vorstellungen in einigen afrikanischen Kulturen annimmt: „An diesem faszinierenden Material zeigt sich ein Aspekt totemistischer Vorstellungen, der von nominalistisch und strukturalistisch orientierten Totemismus-Theorien negiert oder zumindest herabgespielt wird: *die starken Affekte, die dahinter stehen und sich nur in rituell vorgegebenen Situationen entladen dürfen*. Und ferner zeigt sich deutlich, wie mittels der Totemsymbolik Affektbeziehungen zwischen Gruppen von Menschen (Clans, Familien bis zum Individuum) geregelt, kanalisiert, abregiert und damit letzten Ende entschärft werden, sodaß der Bestand der größeren Gemeinschaft nicht gefährdet ist. Dies unterstreicht uns die psychodynamische Betrachtung des Totemismus.“<sup>74</sup>

Es liegt nahe, die Erhöhung und Schonung des Tieres im Totem mit der Idee der Restitution zu vergleichen. Die Tötungshemmung hängt unmittelbar mit der Gruppenbindung zusammen, wenn das Nicht-Ich institutionalisiert und der Schonung unterworfen wird. Die Restitution ist im Totem als zeitunabhängiges Symbol aufgehoben, und es bedarf keiner taxidermischen Rekonstruktion als Negation des Todes. Das Totem ist die Negation und die Gruppe sichert über das Symbol andauerndes Bestehen der verbundenen Subjekte. Die Zweckmäßigkeit des Verhaltens „hat aus dem Totemismus für viele Jahrtausende die *führende* Institution gemacht. Indem nämlich die einzelnen Mitglieder der Gruppe sich je mit demselben Totemtier identifizieren und darin nicht nur ihr Selbstbewußtsein entdecken, sondern einen gemeinsamen Konvergenzpunkt des Selbstbewußtseins aller finden, und indem die gemein-

<sup>74</sup>Gerhard Kubik: Totemismus. Ethnopsychologische Forschungsmaterialien und Interpretationen aus Ost- und Zentralafrika, 1962-2002, Münster 2004, S. 15

same Verpflichtung des Nichttötens und Nichtessens dieses Tieres die Form darstellt, in der dieses Bewußtsein sich in eine Verpflichtung, d.h. in asketisches Handeln übersetzen kann, verhindert dieses Tötungsverbot zugleich den Mord und das Fressen des Gemordeten in der eigenen Gruppe, weil ja jeder einzelne sich gegenüber jedem anderen mit dem Totem identifiziert hat.“<sup>75</sup> Regulierung und Kontrolle natürlicher Neigungen und menschlicher Instinkte verläuft über die regelhafte Dauer garantierende Institution des Totemismus. Erst als die Jäger „in der Hege von Totemtieren und Totempflanzen dem Lebendigen zweckfrei sich verpflichteten, ‚trafen‘ sie auf Zweckmäßigkeiten, die die Ernährung als dauerndes Gefüge, als überindividuellen Prozeß institutionalisierbar machten.“<sup>76</sup>

Gehlen betrachtet die Zweckmäßigkeit einer Institution wie den Totemismus nicht als ursprüngliche Absicht, sondern als sekundäre Wahrnehmung, die zur Vervollkommnung der Institution führt. Das Totem sichert zunächst der patri- oder matrilinearen Blutlinie eine Dauer und Kontinuität, die über den lokalen Familienverbund nicht herzustellen ist, und der diese Form nicht braucht, weil er seine Einheit erlebt. Die Abstammung der Gruppe von einem Tier und die unilineare Blutlinie, die den Zusammenhang der Gruppe klarer organisiert als familiäre Verwandtschaftsbeziehungen, bilden den Kern der totemistischen Institution. Das Sichidentifizieren mit einem „Linien- oder Sippenossen in dieser ja hoch abstrakten Eigenschaft kann gar nicht in einem begrifflichen Sichverständigen bestanden haben, es mußte über ein Drittes gehen, mit dem jeder sich identifizierte. Das handgreifliche Sichverkleiden oder anschauliche Sichgleichsetzen mit einem Tier... war im prähistorischen Stadium *des sich erst entwickelnden*

<sup>75</sup>Gehlen, Mensch, S. 398

<sup>76</sup>Gehlen, Mensch, S. 403

*Selbstbewußtseins* die einzige Möglichkeit, das Bewußtsein einer scharf definierten, vereinseitigten Gruppenzugehörigkeit zu erzeugen und festzuhalten.“<sup>77</sup>

Es kann ebenso als eine Form des Opfers verstanden werden, ein bestimmtes Tier zu schonen, anstatt es für einen Gott zu töten und nicht selbst zu essen. Das Ritual – das Opfer ist das Ritual par excellence – wird unter dieser Annahme zum Kern der Institutionalisierung. Es ist affektiv aufgeladen und von strenger Form, die die Affekte begrenzt. Man kann sogar von einer Relation oder Abhängigkeit zwischen der strengen Form und der affektiven Ladung sprechen, eine Relation, die Ehrenzweig zu der Annahme führte, Ornamente seien Ausdruck hoher Affektivität und Triebgeladenheit, während sie den Eindruck strenger Rationalität erweckten. Die Triebkategorie lenkt die Aufmerksamkeit auf das Tier, dessen Abstand durch das Maß bestimmt wird, mit dem der Mensch in unreflektierte Handlungsabläufe reflektierend eingreift, wobei die Reflexion nicht unbedingt bewusst ablaufen muss, sondern ritualisiert oder institutionalisiert, das heißt dem Subjekt die Abkunft der Reflexion entzogen sein kann.

Wenn Sansone vom Opfer der Energie spricht, so ist dies der psychologischen Terminologie des Triebverzichtes analog. Die Tötung des Tieres und seine Restitution bedeutet übersetzt, dass die unreflektierte Aktion unterbrochen und aufgehoben ist in einer reflektierten Konstruktion, ein Vorgang, der sich projektiv und symbolisch am zerteilten Tier vollzieht. Die Nahrungsvorsorge durch die Jagd und das Töten des Tieres mit dem an den Hunger gebundenen Tötungsantrieb ist an eine allgemein angelegte Hemmungsbereitschaft gekoppelt, die als symbolische Zerteilung des Tieres stellvertretend für den unreflektierten Antrieb steht. Diese Situation ist paradox. Die Tötungshemmung basiert auf der Zer-

<sup>77</sup> Arnold Gehlen: Urmensch und Spätkultur, Frankfurt 1977, S. 204

teilung des Tieres, das den Antrieb des Akteurs symbolisch repräsentiert. Die Tötung mit anschließender symbolischer Restitution ist der Versuch, das Paradox zu lösen, indem der Widerspruch auf zwei Seiten verteilt wird. Als Rekonstruktion seiner Teile lebt das tote Tier weiter. In der Paradoxie steckt indessen auch die rekursive „Errechnung“ eines Bildes der Objektivität über kommunizierende Subjekte, eine Errechnung, die vom Bild begrenzt wird, das die Subjekte als gemeinsames anerkennen – wie das Totemtier. Es füllt die Leere und Unendlichkeit des Nicht-Ich in einer Figur der Dauer und Kontinuität, deren Wesen darin besteht, Zeichen zu sein, nicht Wahrnehmung, die subjektgebunden ist. Das Zeichen ist notwendiger Weise leer als Position, die der Besetzung zur Verfügung steht. Damit ist es der Zweiwertigkeit von Sein und Negation entrückt.

So handelt es sich beim totemistischen Zeichen um unterschiedliche Besetzungsmöglichkeiten einer Leerstelle, die wegen ihrer Variabilität metaphorisch sind. Die Metapher ist ein Ding als Zeichen oder Zeiger auf ein Phänomen, das selbst nicht in Erscheinung tritt. Die Zahl braucht die Menge von Objekten, die Herde, die Steine, um in Erscheinung zu treten, schließlich die objekthaften Zahlzeichen, mit deren Hilfe ihre Kombinatorik vollzogen werden kann. Es ist weniger das Werkzeug und seine technische Vervollkommnung als Grundlage kybernetischer Maschinen zu verstehen, sondern die verdinglichte Form von Zeichenstrukturen, für die zum Beispiel in frühen Hochkulturen Mesopotamiens Tonfiguren für den Umgang mit den Nahrungsmittelbeständen geschaffen wurden. Mit der Entwicklung der Schrift aus den Tonmarken war für die Verwaltung von Gütern eine komplexere Datensammlung möglich, die jedoch für Zugriffe so strukturiert sein muss, dass brauchbare Informationen daraus gezogen werden können. Geht die Sammlung, Hortung und Verteilung von Naturgütern in ein Stadium über, in dem die Gesellschaft sich davon unabhän-

gig zu machen versucht, indem sie produziert, werden an die Ordnungsstrukturen höhere Anforderungen gestellt, weil der Zeitfaktor und die Folge der Aktionsschritte berücksichtigt werden muss. Die Beachtung von Arbeitsschritten ist bereits bei der Herstellung von Steinwerkzeugen nötig – die Endgestalt füllt sich von Schritt zu Schritt. Die Berechenbarkeit der Abfolge und die Stereotypie des Prozesses wird später die mechanische Produktion von Gütern erlauben, eine Produktionsweise, deren Ausdifferenzierung mit den programmgesteuerten Automaten der Industrialisierung im 19. Jahrhundert eine neue Qualität erreicht.

Den Begriff der Institution bereits im Totem angelegt zu erkennen, erlaubt eine Übertragung der Strukturierungseffekte des Totemismus (in denen sich die Subjekte einen Status „objektiver gegenseitiger Anerkennung“ erwirken) auf politische und wirtschaftliche Institutionen, deren Akteure Regeln gehorchen, die ihnen Dauer verleihen. Der Ritus dürfte die Quelle sein, aus denen heraus sich Institutionen entwickelt haben, indem sie ihre rationale Zweckmäßigkeit unter Beweis stellen konnten. Diese Form der Rationalität hat deshalb Gewicht, weil sie dem subjektiven Innenleben mitsamt ihrer Unberechenbarkeit stabile Formen gegenüber stellt, wie sie größere Gruppenverbände benötigen, in denen die wechselseitige Identifikation ihrer Mitglieder nicht „familiär“ oder durch immer wieder neue bilaterale Verhandlungen gelöst werden kann. Mit der Zweckmäßigkeit<sup>78</sup> zählt der Effekt, mit diesem die Ursache-Wirkungskette, nicht der Verursacher oder Schul-

<sup>78</sup>Arnold Gehlen spricht von sekundärer Zweckmäßigkeit, wenn das Motiv, aus dem heraus eine Institution entstanden ist, nicht mit dem Zweck zusammenfällt, dem sie schließlich dient. „Die verblüffende Rationalität und selbst mit mathematischen Mitteln behandelbare Schematik der Lösungen, die sich ergeben, wenn primitive Gesellschaften ihre vitalen Probleme kombinieren, darf keineswegs dazu führen, ihnen diese Rationalität als *Motive* zu unterschieben.. Die in illo tempore anzunehmende Bewußtseinslage hat

dige. Die subjektive Handlungsbindung wird im Regelwerk zum Verschwinden gebracht, objektiviert, und lebt allenfalls im Gründungsmythos und der Erzählung der Herkunft der Regeln fort.

Die rituelle Restitution der erlegten Beute, neu definiert im Opfer, verbindet die rituelle Regel mit dem Werk der Zerteilung und Zusammensetzung. Das sich selbst hemmende und sich dem Regelwerk unterwerfende, den Trieb zerschneidende Subjekt nimmt damit an den Prozessen teil, die auch bei der Restitution des Objektes wirksam sind. Die Erwartung, mit der Konstruktion Prosperität erzeugen zu können, scheint grundlegend für alle künftigen Intentionen, Dinge für derlei Zwecke zu konstruieren. Die Zerlegung des Tieres und seine Zusammensetzung nach allen rituellen und handwerklichen Regeln der Kunst ist ein Prozess, an dessen Anfang der Körper als Ganzes steht, dann aber in Organe separiert wird, wobei einzelne für bestimmte Zwecke bevorzugt werden – Knochen und Fell z.B. für die Taxidermie. Das Verfahren gleicht den technoiden Prozessen, aus Naturstoffen Werkzeuge herzustellen, wobei die intentionale Reichweite des Werkzeugs im unmittelbaren Bereich des Zweckes verbleibt, etwa eine Speerspitze herzustellen, die der Jagd dient. Die Taxidermie und die Bestattungsriten operieren jedoch mit der Analogie, die keinem sichtbaren und berechenbaren Funktionszusammenhang angehört. Das ändert sich in dem Augenblick, wenn Effekte erzeugt werden, die wiederholbar sind und damit eine rational nachvollziehbare Regel entdeckt wird.

Die Idee der Restitution ist vor allem eine der Zerlegung und symbolischen Rekonstruktion – die Zerlegung des Tieres in zwei Substanzen, von denen die eine Substanz dem Verzehr und der Regeneration des Subjektes dient, die andere von einem Träger reprä-

mit Sicherheit ein ‚Organisieren‘ zweckmäßiger Sozialformen nicht hergeben...“ (Gehlen, Urmensch, S. 201)

sentiert wird, einem Repräsentanten der Dauer und der Negation des Todes. Im Gegensatz zum Verzehr der Beute, deren Verteilung vermutlich einer Sitte unterlag, handelt es sich bei der Restitution um eine Gabe an Natur oder Gott, die dann das Opfer bildet; mit dieser Motivation tritt indessen gleichzeitig eine Veränderung des Status des Gruppenmitgliedes in Kraft. Bildet das Totemtier die Einheit des Clans ebenso ab wie der Gott die ihn verehrende Gemeinschaft, dann ist im Tod die Aufhebung des Einzelwesens enthalten, so, wie die Verhandlung zweier Subjekte über ein Weltmodell in eine Objektivität mündet, die *eine* ist, in der aber beide Subjekte enthalten sind.

In den falkengestaltigen, mit nicht geringen mathematischen Kenntnissen erstellten Altären der Inder, wird ein Prinzip erkennbar, wie das Objekt zum Repräsentanten des Toten, des Opfers und der technischen Fertigkeit wird, wenn der Tote als Dedikation an Gott oder Natur betrachtet werden kann. In den tiergestaltigen Sphingen der Ägypter lebt die Restitution ebenso fort wie in anderen Götterbildern mit Tierköpfen. Die Errichtung von Grabstätten hat zunehmend größere Ausmaße, technische Fertigkeiten und planerisches Denken in Anspruch genommen, welches fundamental geworden ist für komplexer werdende Gesellschaftsstrukturen. Die Arbeitsteilung basiert auf einer Aufteilung von Funktionen auf Akteure, die Rollen übernehmen, die sie an eine Arbeit ebenso binden wie an eine gesellschaftliche Ordnung. Dies ergibt eine gewisse Spiegelung von Produktion und sozialer Ordnung. Der erhebliche Rationalisierungsschub im Zuge der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts fördert eine Dominanz der Zweckrationalität zutage, die dank ihrer Berechenbarkeit und Regelhaftigkeit von den spontan handelnden Subjekten abgelöst und an Bürokratie, Verwaltung oder Maschinerie delegiert werden kann.<sup>79</sup>

<sup>79</sup>Siehe Charles Babbage: The economy of machinery and manufactures, 1832

Die positiven Effekte, die von der Abkoppelung subjektiver Befindlichkeiten und Beschränkungen entstehen, sind so auffällig, dass sich selbst steuernde oder zumindest der eigenen Logik gehorchende objektive Arbeitsprozesse zunehmend an Bedeutung gewinnen – sowohl in der arbeitsteilig organisierten Industrie als auch in der Zerlegung von handwerklicher Arbeit in mechanische Bewegungsfolgen einer Maschine. Die Funktionsabläufe bedürfen in beiden Fällen einer genauen Beschreibung. In den Algorithmen der elektronischen Rechenmaschinen kommt die Objektivierung subjektiv rationaler Planung zum Ausdruck.

Gotthard Günther hat darauf verwiesen, dass die zunehmend komplexer arbeitende Maschine den Bereich ausdehnen wird, der bisher der spontanen und schöpferischen Subjektivität vorbehalten schien, Leistungen, die unter den Begriff des Geistes fielen. „Zugleich aber wird immer mehr von dem, was der Mensch bisher als Subjektivität erfahren hat, als Eigenschaft der Maschine, also als Bestandteil der Objektivität auftauchen. Und so wenig auf dem Wege der Innenschau und Selbstbesinnung die Einheit der Menschheit in der Geschichte zu erhalten ist, so brutaler wird sie auf dem Weg über die Computertechnik erzwungen werden.“<sup>80</sup> Allerdings kann „die Demaskierung der Subjektivität, die im Komputer erfolgt, niemals zu ihrem Ende kommen. Die vollendete Selbsterkenntnis der Seele im Objekt widerspricht sowohl dem ureigensten Begriff der Subjektivität als auch dem der Maschine. Daran ändert auch nichts, daß jeder neue maschinen-theoretische Schritt uns hart und unbarmherzig demonstriert, daß das, was wir auf einer vorangehenden spirituellen Stufe als Manifestation von Ichheit und Subjektivität zu erfahren vermeinten, in

<sup>80</sup>Gotthard Günther: Maschine, Seele und Weltgeschichte; in: Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik III, 1980, S. 233

Wirklichkeit nichts anderes als ein Gesetz der Außenwelt war“.<sup>81</sup> Der Roboter tritt uns demnach als Tod der einstigen Geistigkeit entgegen, „eine Geistigkeit freilich, die er als Arbeit an die Außenwelt hat abgeben müssen, um den Weg für ein weiteres und tieferes Verständnis seiner selbst freizumachen. Was uns in der Maschine begegnet, ist gewesenes Leben, ist lebendiges Fühlen und alte Leidenschaft, die der Mensch nicht gescheut hat, der Objektwelt zu übergeben. Nur dieser Tod ist das Tor zur Zukunft.“<sup>82</sup>

Allein der Prozess, die Subjektivität in operationalisierbare Kalküle zu verwandeln, die von Maschinen ausgeführt werden können, setzt die Idee der Restitution fort, dem „toten Objekt“ das Leben zurückzugeben, wenn man unter Leben selbstreflexives, also beseeltes Sein versteht. Doch scheint dieses selbstreflexive Sein nicht gemeint zu sein, denn die Idee der Restitution ist dualistisch. Der Geist tritt zum Objekt hinzu und treibt es an. Nach Günther zeigt sich in der Operationalisierung immer nur das, was eigentlich nicht gemeint war, wenn die Absicht darin bestand, „Seele“ zu transferieren. Im Transferieren wird aus dem abgründigen Begriff der Seele ein wie immer auch berechenbares, abschätzbares Phänomen, das den Weg über die Vorstellung nimmt, die zwischen dem dunklen Grund und der Realität liegt. Die Idee, den Tod durch Errichtung eines dinghaften Bildes zu negieren, verleiht dem Bild die Kraft einer Schöpfung. Das Bild ist realisierte Vorstellung, die dem Akt vorangeht. Die Errichtung eines Bildes ist insofern keine Handlung innerhalb eines realen Kontextes, in den verändernd eingegriffen wird. Das Bild wird neben die „Realität“ gesetzt. Die Technik, in der sich das Bild manifestiert, verändert die „Natur“ nicht, sondern legt sich als „zweite Natur“ über sie.

<sup>81</sup>Günther, Beiträge III, S. 233

<sup>82</sup>Beiträge III, S. 234

Die Vorstellung, die im Bildnis realisiert wird, ermöglicht die Negation des Todes. Das setzt allerdings eine Bewertung der Wahrnehmung voraus, in der die Objektivität weniger real gilt als die innengeleitete Vorstellung – eine riskante Einstellung, die nur Sinn ergibt, wenn der positive Effekt überwiegt. Dieser Zustand erlaubt es, mit der Realität probeweise umzugehen, sie abzuschätzen. Die Innenperspektive trifft auf intentionale Strömungen, die hinsichtlich der Realisierung unscharf sind und zwischen Möglichkeiten schwanken. Jason W. Brown ist der Ansicht, hier wiederhole sich ein Prinzip der Evolution, auf weniger angepasste Formen zurückgreifen zu müssen, wenn neue Anpassungen an Umweltbedingungen es erforderlich machen, die bestehende Form aber buchstäblich *ausgebildet* ist. Der Theorie zufolge durchläuft der Wahrnehmungsprozess Stationen der Evolution des Vorderhirns. „According to the microgenetic account, every behaviour or mental state has submerged infrastructure distributed over evolutionary planes in the forebrain. Cognitive processing retraces the direction of phyletic growth, so that evolutionary levels, and correlated processing stages, are entrained in behaviour in the order of their evolutionary appearance. In a very real sense, microgeny recapitulates phylogeny as cognition rapidly unfolds over evolutionary structure.“<sup>83</sup>

Es wird die jeweilige Endgestalt durch die neu prozessierte ersetzt. Dass diese mikrologische Form der Gestaltbildung von der bewusst ausgeführten Restitution imitiert werden könnte, setzt entweder einen Zugang zu den Prozesstadien oder eine Abbildung der Stadien im metaphorischen Raum voraus, der dem Bewusstsein zugänglich ist. Die Metapher erlaubt eine Überlagerung von bewussten und unbewussten Inhalten, von außen und innen. Dies würde die Mitwirkung von Innenwahrnehmung und -reflexion vor-

<sup>83</sup> Jason W. Brown: *The Life of the Mind*, 1988, S. 302

aussetzen. Wie die Innenwahrnehmung ursprünglich ausgesehen hat, lässt sich kaum rekonstruieren, Hinweise könnten Offenbarungsmythen geben, wie sie Parmenides in seinem Lehrgedicht als Rahmenhandlung einführt.

Das phylogenetisch älteste Verhalten zur Objektivität besteht in Wahl und Tilgung, zum Beispiel durch Verschlingen, wenn Hunger alle anderen Intentionen ausschließt. Die Verfolgung eines Handlungszieles mag sich für das Bewusstsein als positive Verkettung von Schritten darstellen, der Weg verläuft jedoch im Ausschlussverfahren von Möglichkeiten, die nicht bewusstseinsfähig, weil uneindeutig sind, bevor das Ziel Gestalt angenommen hat. Die Präzisierung von Wahrnehmung oder Handlung, die am Ende der Kette realisiert ist, geschieht im Abgleich mit den Daten, die die sensorischen Organe des Körpers – Sehen, Tasten usw. – liefern. Formal ein binäres Verfahren, weil die Informationen des Möglichkeitsraums auf eine Prozessreihe abgebildet werden muss, die Zeit verbraucht, basiert die Theorie der Mikrogenese auf Stadien, die im Evolutionsprozess als Struktur erhalten geblieben sind und Funktionseinheiten bilden, die im Schnelldurchlauf Wahrnehmungsobjekte oder Aktionen aufbauen. Den Prozessverlauf zu beeinflussen, kann dem Bewusstsein nicht gelingen, weil immer nur das eindeutige Ergebnis wahrnehmbar und bewusstseinsfähig ist, nicht ambivalente Vorgestalten. Dennoch sieht es danach aus, als liege der Errichtung des „Bildes“ in der Restitution eine Erwartung zugrunde, auf ein Stadium zurückgreifen zu können, von dem aus das Objekt so wiederhergestellt ist wie vor der Tötung, die Tat also scheinbar rückgängig gemacht werden kann. Der Rückgriff löst die Wahrnehmung von der intendierten Endgestalt und eröffnet eine disponible Realität. Ausgewählt wird ein nicht ausentwickeltes Prozessstadium, um einen anderen Weg der Gestaltwerdung einzuschlagen. Vorbild ist die Hemmung von Reifeprozessen der Evolution, Neotenie genannt. Die Hemmung ermöglicht eine plas-

tische Entwicklung. Negativ betrachtet, kann die Hemmung auch als Störung des Prozessablaufs bezeichnet werden. „The thesis of this paper is that an error in cognition points to a brief neoteny, or retardation of microgenetic process that is comparable to the retardation in fetal growth responsible for errors in ontogenetic process.“<sup>84</sup> Die Störung äußert sich im Symptom, lässt sich aber auch positiv interpretieren, wenn der „Fehler“ produktiv ist. So mag die Handlungshemmung mit Reflexion und Innenwahrnehmung einhergehen und auf einem „Fehler“ beruhen, der in gefährvollen Umgebungen riskant wäre. Vorstellung, Innenwahrnehmung und „Sich ein Bild machen können“ bedingen sich.

Wirkt die Restitution unter rationalen Gesichtspunkten als Simulation, bietet sie jedoch einen ersten Ansatz für eine Alternative zur endgültigen Gestalt des Objektbereichs. Die Mikrogenese betrachtet die Vorstellung als unvollendete Objektwahrnehmung. Im Akt der Restitution wird der Versuch gemacht, die Endgestalt durch eine Realisierung der Vorstellung im numinosen Objekt zu ersetzen. Die reflexive Subjektivität des Schöpfers des Objektes projiziert sich ins Objekt und nimmt einen sich selbst vergleichbaren ontologischen Status an. Die Vorstellung kommt einem Rückzug aus dem Abgleich des inneren Prozesses mit den Sinnesdaten, also der Realität gleich. An deren Stelle treten Möglichkeiten, die in Handeln umgesetzt werden können. Die Vorstellung als Vorgestalt der Objektwahrnehmung gleicht dem modellhaften Bild, das Gotthard Günther als Voraussetzung für handelnde Subjekte annimmt, die sich mit ihm die Welt verfügbar machen. Paradoxerweise ist die Innenwahrnehmung als Abwendung von der Realität der Grund für die Möglichkeit, die Realität zu verändern. In Ergänzung zu dieser Sicht begründet Anton Ehrenzweig den Beginn

<sup>84</sup>Jason W. Brown: *Neuropsychological Foundations of Conscious Experience*, 2010, S. 97

der neuzeitlichen Wissenschaft mit einer vorangegangenen Phase der Verinnerlichung im Mittelalter und der Schwächung der Realitätsanpassung. Die Wahrnehmung ist auf eine Gestaltbildung angewiesen, in der Objekte weitgehend konstant erlebt werden. Um dies zu sichern, fallen Phänomene der Unterdrückung anheim, die diesem Prinzip widersprechen. Ist der Konstanzzwang gelockert, können solche unterdrückten Erscheinungen bewusst wahrgenommen und dargestellt werden.

Der mikrogenetische Prozess verläuft als Negation von Möglichkeiten. Eliminierung und Hemmung sind grundlegende Gestaltungsprinzipien des Wachstums, die Brown auch für die Mikrogenese in Anspruch nimmt. „There is a parallel hierarchy of sensory (physical) levels and perceptual (cognitive) levels distributed over evolutionary brain structure. The sensory levels act to *constrain* the development of the perceptual levels, while the perceptual levels – wholly cognitive and representational – are the contents which undergo transformation. Levels of sensory constraint appear to be discontinuous or nodal... One can speak of a retino-tectal or a thalamo-striate component. In contrast, the perceptual development seems to be a continuum with a gradual wave-like unfolding from one phase to the next.“<sup>85</sup> Das Machen fällt damit unter ein Gestaltungsprinzip, das auf Reduktion beruht. μηχανή „Mittel, Erfindung, Maschine, Kunstgriff“; μέτρος ist das Mittel und die Möglichkeit. Unser *machen* gehört nach Frisk zu μάσσω „knete, bilde ab“, Wörter, die auf den Lehm, das Bauen und die mythischen Schöpfer von Menschenfiguren verweisen wie den ägyptischen Töpfer Chnum. Die Masse als erste Substanz steht für die vielen Möglichkeiten der Gestaltbildung, *materia* ist Baustoff, Flechtholz, *mater* der Wurzelstock, aus dem die Schößlinge sprießen, die als Flechtholz dienen und als Verwirklichung der Vielfalt

<sup>85</sup> Jason W. Brown: *The Life of the Mind*, 1988, S. 174

gelten. In der Potenz, δύναμις, sind die Möglichkeiten einer Realisierung im Akt (energeia, entelechia) versammelt; sie ist zugleich Macht, die darin zu bestehen scheint, dass sie über die Möglichkeiten verfügt. Hinzuzuziehen ist θεμίας „Recht, Gesetz und Sitte“, die der Macht entspringen, von ihr gesetzt werden. „Zu θεμίας stimmt bis auf den Ablaut aw. *da-mi* f. ‚Schöpfung‘, ‚Schöpfer‘“ (Frisk). Dieser Schöpfer füllt die Lücke aus zwischen der Vorstellung und der Endgestalt, der Vorstellung als Bündel von Möglichkeiten und dem Akt der entelechialen Realisierung (oder Wahrnehmung in der Mikrogenese).

Dieser Aktionsraum ist numinos. Die Vorstellung setzt unter mikrogenetischem Aspekt den Wahrnehmungsprozess durch Rückzug ins Innere aus, schneidet ihn ab, um von dieser Stelle ab aus der bewussten Aktion oder Objektwahrnehmung eine imaginative Raumzeit zur Verfügung zu stellen. Das awestische *da-mi* hat im Sanskrit eine Parallele, *dhamanist* „Ort der Manifestation göttlicher Kraft und feuriger Energie“ (Anttila S. 184). Altindisch *dharma* ist der Bau, das Haus, griech. δόμος mit der zusätzlichen Bedeutung „Lage, Schicht“. Frisk: „Die nahe Beziehung zu δέμω hat für δόμος die Sonderbedeutung Lage, Schicht hervorgerufen,“ offenbar wegen δέμω gleich „fügen“. Nimmt man für *mater* nicht nur ein Lallwort *ma-* als Ursprung an, sondern im Sinne von *materia* die Substanz als Möglichkeit einer Vielzahl von Gestalten, so ergibt sich eine Beziehung zur Zahl und zum Maß, den Qualitäten der Baumeister von Tempeln als Abbildern des geschaffenen Kosmos. Das Zepter ist Maßstab und Machtsymbol zugleich, Gründungswerkzeug und Hinweis auf den Gründer, der es als Zeichen seiner Macht trägt. Hermann Menge führt *materia* auf \*dmateria zurück. Die *dm*-Silbe bezeichnet in Ägypten eine Art Zepter (Eрман/Grapow V, 537); althebräisch werden Stab, Stock oder Zepter „*mth*“ geschrieben.

Die Potenz ist unmittelbar verknüpft mit der Mathematik von Zahlen und (geometrischen) Figuren, die in einem Möglichkeitsraum nach Regeln operieren. Die Leere ist für die Pythagoreer Grund der Zahl, die als Grenze der Potenz, das heißt des Möglichkeitsraumes definiert werden kann. Das Leere begrenzt das Wesen der Zahl (Aristoteles, Physik 6213 b 22). Zu berücksichtigen ist, dass diese Aussage vor dem Hintergrund geometrischer Zahlfiguren zu sehen ist, die eng an eine leicht zu erfassende Gestalt gebunden sind, die sich vor einem leeren Hintergrund befindet. Die Zahlfigur ist die gestalthafte und sichtbare Realisierung von Möglichkeiten, die im Hintergrund bleiben, der zwar leer erscheint, aber wahrnehmungsnotwendig ist, wenngleich er nicht wahrgenommen wird. „Durch die geometrische Gestalt wurde die Zusammenfassung einer Vielheit zur Einheit – das Wesen der Zahl – ebenso unmittelbar bezeichnet wie durch die leichte Bildung der abstraktiven Substantiva auf -άς, z.B. μυριάς...“<sup>86</sup> Dass der Möglichkeitsraum Ursprung der Zahl ist, statet diese mit Eigenschaften aus, die er selbst hat. So spricht der Pythagoreer Philolaos von der *dynamis*), der Kraft und Macht der Zahl (Diels 32 B 11), gleichen Zahlen in Mesopotamien den Göttern.

Die Numinosität des Aktionsraumes gündet in der Potentialität des Möglichkeitsraumes. Das schlägt sich in der technischen Herstellung von Produkten nieder. Sind Objekt oder Akt mikrogenetische Endgestalten der Wahrnehmungs- und Handlungsstruktur, so tritt mit dem Kultobjekt und dem Ritus eine Alternative in Erscheinung, die bei Jason W. Brown unter die Kategorie der Vorstellung fällt. Der Tempel ist *als* technisches Produkt symbolisch numinoser Aktionsraum, der Ritus eine Handlungsanweisung, die nur unter strenger Befolgung der Auswahl von möglichen und als erfolgreich angenommenen Schritten zum Ziel führt. Die Intro-

<sup>86</sup>Julius Stenzel: Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles, 1995, S. 27

spektion trifft auf Vorstellungen, die aus dem leeren Hintergrund auftauchen, jedoch nach subjektivem Ich und objektiver Reflexionsinstanz, die sich in Göttern manifestiert, unterschieden werden müssen. Die vom Kollektiv in Göttern realisierte Vorstellung entfaltet sich im Ritus. Der Ritus beruht auf der Annahme, dass eine Handlung, die mit Erfolg verbunden war, in der Wiederholung einen ähnlichen Erfolg zeitigt. Dabei wird offenbar nur eine Szenerie konstelliert, innerhalb deren ein Ereignis erwartet wird, im Unterschied zu einem Prozess, der mit einer Endgestalt, dem intendierten Ergebnis schließt. Das heißt, im Grunde wird versucht, durch Wiederholung von Momenten eines Ereignisses die Erscheinung eines bestimmten gewünschten Momentes zu provozieren. Die Handlung, der Ritus, versucht Teilaspekte eines erfolgreichen Ereignisses zu inszenieren in der Erwartung, dass der Prozess eine intendierte Endgestalt hervorbringe, den Ertrag der Ernte, die Beute der Jagd. Der Ritus befindet sich damit in der Mitte zwischen Vorstellung und Aktion, introspektive Subjektivität und Objektivität.

Man könnte dies mit dem Begriff vergleichen, den Sybille Krämer in Bezug auf die Mathematik des alten Orient „rhetorische Algebra“ nennt. „Die Algebra wird als Rezeptwissen praktiziert. Die erfolgreiche Anwendung von Rezepten beruht nicht darauf, zu wissen, warum ein Rezept ‚anschlägt‘. Die Algebra ist ein Können, eine techné, nicht aber eine deduktive, d.h. beweisende Theorie. Damit aber finden wir in der altorientalischen Mathematik einen ‚Stil‘, der sich als Know-how versteht, und in dessen Tradition später wichtige Neuerer des algorithmisch-kalkulatorischen Denkens stehen werden.“<sup>87</sup>

<sup>87</sup>Sybille Krämer: Symbolische Maschinen. Die Idee der Formalisierung in geschichtlichem Abriss. Darmstadt 1988, S. 26

Die axiomatisch-deduktiv verfahrenende Mathematik der Griechen bricht mit dem Rezepte-Stil des alten Orients, jedoch „vollzieht sich im 16. und 17. Jahrhundert eine Synthese der beiden mathematischen Denkstile, aus welcher die Formel hervorgeht. So entsteht eine ganz neue Stufe des algorithmisch-kalkulatorischen Denkens, die vom Gedanken der Formalisierbarkeit aller Operationen, bei denen wir Zeichen gebrauchen, ausgeht.“<sup>88</sup> Die Operation wird berechenbar, eine Voraussetzung, sie auf Maschinen laufen lassen zu können. Der Sachverhalt trifft aber nur für Operationen zu, die hinreichend präzise beschreibbar sind, das heißt, den reflexiven Regeln des Bewusstseins folgen. Die präzise Beschreibung eines Prozesses erlaubt, dessen Weg bis zum Ursprung zurückverfolgen zu können, weil jede Schrittfolge hinreichend definiert ist und somit in einem Algorithmus ausgedrückt werden könnte.

Bewusstsein ist jedoch nur ein Teil der Subjektivität, es kann als Akteur immer nur einen Teil der Subjektivität transferieren, selbst wenn davon ausgegangen werden kann, dass dieser Teil Produkt der Evolution ist und zunimmt. Die Subjektivität ist Ergebnis eines Prozesses, historisches Produkt, dessen Funktionen aus Stadien dieses Prozesses bestehen, der aus einem phylogenetischen und einem ontogenetischen Anteil besteht. Deren Art von Genesis ist die des Wachstums. Hemmung und Eliminierung sind generelle Funktionen, die zur Formung von Wachstumsprozessen beitragen und der Evolution die nötige Elastizität der Anpassung erlauben. Der Aufbau einer Gestalt vollzieht sich durch gleichzeitigen Abbau überschüssiger Strukturen, angetrieben durch den ständigen Einfluss äußerer Faktoren, das heißt durch aktuelle Umweltbedingungen, womit der Prozess in der Zeit gerichtet ist. Vom Ende kann nicht auf den Anfang geschlossen werden. „An act, a

<sup>88</sup>Krämer, Maschinen S. 27

thought, arises out of a multitude of possibilities that are progressively limited (sculpted) by internal and external constraints, e.g. by antecedent microgeny over which the occurrent state develops, and by the selective pressure on that developing of sense-data arriving from the environment. Constraints limit the developing object to the fittest object for that moment in the perceptual field, as analogous constraints in evolution result in organisms adapted to their surrounds.<sup>89</sup> Der genetische Code ist keine Blaupause für die Konstruktion eines Organismus. Er leitet nur die Entfaltung der organischen Form. „Growth is guided by regularities that keep the process on track.“<sup>90</sup>

Die Zeit, die für den Prozess von Wachstum und Veränderung wesentlich ist, tritt der Mathematik und Geometrie eher als Negation gegenüber. Die Negation der Zeit war ursprüngliche Absicht der Restitution und der Leugnung des Todes, der ein eindeutiges Zeitzeichen ist. Paradox ist allerdings, dass die Restitution auf Momente der Subjektivität zurückgreifen muss, die berechenbar, wiederholbar und damit objektivierbar sind, und ihre eigene Zeitlichkeit leugnen, damit aber auch sich selbst als nur in der Zeit, d.h. im Ereignis der Gegenwart existierendes Bewusstsein verleugnen. Das technisch hergestellte Objekt wird nach einer bildlichen Vorstellung geschaffen, derzufolge die Herstellungsschritte bewusst, eng gefügt und ohne „Sprünge“ vollzogen werden. Weil das Bewusstsein als Akteur über ein von der Gegenständlichkeit der Realität begrenztes Vermögen verfügt, soll ihm die Magie des Ritus die Grenzen verschieben. Über die Magie tritt die Subjektivität in Kraft und erfüllt das Objekt mit Numinosität. In der Taxidermie überlagern sich objektbezogenes technisches Handeln und subjek-

<sup>89</sup>Jason W. Brown: *Neuropsychological Foundations of Conscious Experience*, 2010, S. 135

<sup>90</sup>Brown S. 136

tive Simulation. Die Magie zeugt bereits von der Annahme, dass mit dem objektbezogenen Handeln das Vermögen der Subjektivität nicht erschöpft ist, sondern der Möglichkeitsraum geöffnet und für technisch-rationale Strategien objektbezogener Handlung genutzt werden kann.

Subjektivität ist jener Zustand, der aus Wachstums- und Veränderungsprozessen hervorgegangen ist, weiterhin hervorgeht und mikrogenetisch in verketteten Gegenwartsmomenten auf- und untergeht. Solche Prozesse sind hinreichend offen für Abweichungen, sodass Subjektivität insofern Zeit bedingt, in der Neues in Erscheinung tritt, das sich der Berechenbarkeit des Bewusstseins entzieht. „Ein Weltdatum ist entweder ein zukünftiges oder vergangenes. Insofern denken wir es unter dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten. Als Gegenwart kann es jedenfalls nicht gedacht werden. Alles aktuelle Sein ist Vergangenheit, und schon Platon bemerkt tiefsinnig, daß Wissen Erinnerung ist. Die Zukunft als Möglichkeit des Seins können wir nur deshalb denken, weil sie in einem symmetrischen Umtauschverhältnis mit der Vergangenheit steht und auf die letztere abbildbar ist.“<sup>91</sup> So ist das Bewusstsein auf Erinnerung und Wiederholung von Handlungsstrukturen angewiesen, die in mechanischen Funktionen nachgebildet werden können, die auch das Bewusstsein prägen.

Zeit und deren Negation gehen in der Zahlenreihe eine Überlagerung ein, einmal als abzählbare Vielheit und einmal als Folge der Zählung, als vergangene und kommende Position, wobei der Zählprozess und die Zusammenfassung einer Vielheit als Reflexion zu werten ist, die eines Akteurs bedarf. „Das elementare Modell der Zeit... ist die Reihe der natürlichen Zahlen (Peanofolge), die in die Analyse einer zukünftigen Begriffswelt verwoben werden muß, und nur an der Zahl kann sich das Verständnis des Daseins

<sup>91</sup>Günther, Beiträge III, S. 97

herantasten... Denn alles Wollen ist essentiell immer technisch-praktisch, und technische Begriffe bleiben Wunschphantasien, solange sie nicht arithmetisch-logisch untermauert sind. Aus diesem Grunde begegnet die Handlung dem Denken erst wieder durch das distanzierende Medium der Zahl, die ein Vor- und Nacheinander schafft und deren erste und sehr vorläufige, aber technisch brauchbare Integrierung in die Ideenwelt Leibniz mit seiner arithmetischen Dyadik geleistet hat. Allerdings ist die Bemühung von Leibniz kaum mehr als ein Ansatz, weil das Prinzip der Dyadik... noch im Zeitlosen arbeitet. Die Dyadik kennt Zweiheit nur als den Unterschied von Sein und Nichts, was natürlich nicht ausreicht.“<sup>92</sup> Die Zahl sei hier auf Null und Eins eingeschränkt, was die Leistungen der Kybernetik ebenfalls einschränkt, weil sie „im Zeitlosen arbeitet“.

Zeit verbraucht hingegen die Unterscheidung zweier Seiten, die ein Akteur treffen muss, wie es Spencer Brown in den *Laws of Form* vorsieht. Der Zählprozess ist energetisch, weil in ihm eine Bewegung stattfindet, die von einem Zähler ausgeht. Energie war bei David Sansone das, was der antike Sportler in seinem Wettlauf mit seinen Konkurrenten den Göttern opfert. Der Einsatz von Energie wird jener Instanz dargebracht, die zur Regulierung der vergesellschafteten Subjekte beiträgt, welche wiederum ihre Subjektivität partiell an diese Instanz abtreten. Das energetische Opfer ist als Investition zu verstehen, als Aufbau eines reziproken Verhältnisses, in dem Energie der komplexen Struktur einer regulatorischen Instanz zugeführt wird. In dieser Struktur liegen Entwicklungskerne der Institutionalisierung, die historisch an Komplexität und Rationalität zunimmt, bis ihre Funktionsabläufe von Maschinen, zuletzt kybernetischen übernommen werden können. Die Energieleistungen, die der Subjektivität als Handeln oder Denken

<sup>92</sup>Günther, Beiträge III, S. 252

abfließen, sind als Arbeit entzaubert, die auf das „tote“ Material der kybernetischen Maschine übertragen werden kann. Handelt es sich bei der Subjektivität wesentlich um das jeweils letzte Stadium eines Wachstumsprozesses und nicht allein um eine von der Zeit gelöste Funktionseinheit, dann ist Subjektivität ständig dabei, die Ergebnisse ihres Wachstums in dieses Wachstum einzuspeisen.

Dazu muss auch das gezählt werden, was man als Verdinglichung subjektiven Vermögens bezeichnen kann und der Objektivität zuzuschlagen ist – die Selbststeuerung, bei der interne Zustände der Maschine mit externen Daten verrechnet werden können, was dem Roboter den Schein von Leben gibt. Die Verdinglichung gleicht indessen einem Tod von Momenten subjektiven Vermögens, das von seinem Wachstumsprozess abgeschnitten ist, um Objekt werden zu können, das wieder in den Prozess eingespeist wird. Die Subjektivität wird von der kybernetischen Maschine affiziert, weil sie Anteile ihrer selbst an ihr erkennt, die sie zu erweitern gedenkt. Der Animismus nimmt technologische Gestalt an.

Wir schreiben unserem Handeln ein autonomes Ich zu, das einem passiven Objektbereich gegenübersteht. Dies verdeckt jedoch in der Regel den Ursprung der Impulse, die von äußeren Ereignissen ausgehen und das Subjekt zum Objekt ihrer Wirkungskräfte macht. Wahrnehmung ist ein Status der Aufmerksamkeit für Reize, die Aktionen auslösen können. Die Wahrnehmung des Verhaltens kybernetischer Maschinen provoziert die subjektive Reflexion über einen „toten“, mit Günthers Begriff „irreflexiven“ Objektbereich. Diese Reflexion verstärkt sich selbst, indem der Prozess der Projektion subjektiver, d.h. reflexiver Momente in diesen Objektbereich vorangetrieben wird. Vergleichbar ist dieser Prozess mit der Bildung der Institutionen, ein Prozess, in den die Subjektivität nicht nur verwickelt ist, sondern der ihren historischen Status, ihr Wachstumspotential ausmacht, bei dem durch die verzögerte Reifung biologische und mentale Prozesse aufeinander angewie-

sen sind. Die reflexive Projektion ist notwendig, so Günther, weil ohne sie eine Dauerreflexion des Ich in sich stattfindet, die das erreichte institutionelle Niveau abbaut und Subjektivität auf das vorinstitutionelle Sein des in reiner Innenreflexion existierenden Tieres sinkt. „Wir erleben in der Gegenwart eine unerhörte Wachheit des Bewusstseins... Verursacht ist diese Wachheit aber eben durch ein unverhältnismäßiges Wachsen jener Bewusstseinsinhalte, die das Ich anscheinend permanent abkommandieren muss, da keine Möglichkeit zu bestehen scheint, sie in die intersubjektive Region des objektiven Geistes zu schieben. Der ständig steigende Innendruck dieser Motive, die das Ich durch keine Außenhandlung loswerden kann, beschleunigt dann das Tempo der Innenhandlung, d.h. das Spielen des Bewusstseins mit seinen Inhalten. die intermittierende Reflexion eines Erlebnisraumes, der in seiner Freiheit relativ arm an nicht transferierbaren Inhalten war, steigert sich jetzt unter dem Druck einer nicht mehr beherrschbaren inhaltlichen Fülle zur Dauerreflexion.“<sup>93</sup> Doch ein Bewusstsein, das endgültig in Dauerreflexion verfallen ist, die nicht institutionalisierbar scheint, „löst die historische Substanz des Menschen auf.“

Die Institution war jenes Phänomen, über das sich Subjekte ein gemeinsames Weltmodell ermitteln konnten, über diesen dritte ontologische Position in die Lage versetzt wurden, sich über die Welt zu verständigen und gemeinsame Lebensstrategien und Regeln des Zusammenlebens zu entwickeln. Der Roboter war immer nur ein „Wesen“, das man als Duplikat einer Subjektivität als ihre Analogie verstand, die in der Lage ist, sich selbst von anderen Subjekten zu unterscheiden und mit ihnen kommunizieren zu können – zunächst ein phantasmatisches Vermögen. Helmut Schelsky war nun der Meinung, dass die Außenleitung und Beeinflussung des Menschen in der modernen Massengesellschaft ansatz-

<sup>93</sup>Günther, Institutionen, S. 62

weise bereits als institutionalisierte Formen der „Dauerreflexion“ gelten können. Die „unaufhörliche Erlebnis- und Vorstellungsunruhe der Subjektivität“ sei „heute außenweltgebunden und institutionell gesichert“.<sup>94</sup> Um dem Individuum die Eigensteuerung seines subjektiven Reflexionsprozesses abzunehmen, bilden sich Gesellschaftsformen heraus, die die Eigensteuerung durch Außen- und Fremdsteuerung ersetzen. Dabei geht allerdings eine historisch gewachsene Subjektivität verloren, die ihre Innenreflexion (Innerlichkeit) mit anderen Ich-Zentren einst über die klassischen Medien Sprache, Schrift, Bilder, Musik usf. abstimmte. In der Außensteuerung, die Günther „objektive Fixierung der permanenten Reflexivität“ nennt, sind die Subjekte in einer Art von „Bewusstseinsanalogie“ verbunden, in die die Erzeugnisse der historisch gewachsenen Subjektivität eingegangen und nun digitalisierbar sind. Damit wird der Roboter als Duplikat der Subjektivität interessant, sofern ihm das Historische ohnehin fremd ist. Die Ahistorizität teilt er mit dem andauernden Sein des Toten, der mit dem Ritus der Negation des Todes auch seine Geschichte verliert.

<sup>94</sup>Helmut Schelsky: Ist die Dauerreflexion institutionalisierbar? In: Zeitschrift für evangelische Ethik, 1, 1957, S. 157-174